

WILHELM NIEMEYER

Gefährliche Rheinfahrt



 WESERMANN

DAS WAR EINE AUFREGENDE ZEIT

als die Dampfmaschine die Welt zu erobern begann! Die Eisenbahn, die uns heute selbstverständlich ist, war damals etwas noch nie Dagewesenes, wie etwa für uns heute die erste Mondrakete.

In dieser großen Wendezeit des Verkehrs spielt die Geschichte von Hermann, dem technikbegeisterten Sohn des Ankerwirts in Rheinhofen, und seinem Freund und Ziehbruder Philipp, dem Pferdejugen im 'Goldenen Anker'. Die beiden verstehen sich großartig. Bis eines Tages Mijnheer Röntgen im 'Goldenen Anker' einkehrt. Der will das erste Rheindampfschiff bauen und Hermann als Lehrling des Maschinenbaus mitnehmen. Hermann fährt mit ihm nach Rotterdam, wo er am Bau des 'Seeländer', der als erstes Schiff aus eigener Kraft den Rhein von Holland bis Mainz hinauffahren wird, seine Lehrzeit durchmacht. Philipp, der daheim von den Gegnern der neuen Erfindung aufgewiegelt wird, soll mithelfen, daß die erste Probefahrt mißlingt. Bei Nacht soll er versuchen, heimlich das Schiff zu besteigen und Sand in die Maschine zu streuen. Wie dann trotzdem diese erste abenteuerliche und gefährliche Dampfschiffahrt ein Sieg der Technik wird und wie die beiden Freunde sich schließlich wiederfinden, das kann man nicht einmal andeuten, das muß man selbst lesen und miterleben.

ÜBER DEN AUTOR

Wilhelm Niemeyer ein deutscher Schriftsteller und Übersetzer (geb. 23.8.1912 in Homberg am Niederrhein, gest. 11.1.1977 in Rheinbreitbach).

Er lebte in Rheinbreitbach am Rhein und war Dozent an einer Pädagogischen Hochschule.

Daneben verfasste er Kinder- und Jugendbücher, Gedichte und Hörspiele und übersetzte aus dem Niederländischen und Afrikaans ins Deutsche. Das von ihm übersetzte Jugendbuch "Und viele Grüße von Wancho" von Miep Diekmann wurde 1964 mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet.

Auszeichnungen: Förderpreis Rheinland-Pfalz 1959, Deutscher Jugendbuchpreis 1962 und 1964.

Quellen:

[Wikipedia](#)

[Landesbibliothekszentrum Rheinland-Pfalz](#)

WILHELM NIEMEYER

GEFÄHRLICHE RHEINFAHRT



GEORG WESTERMANN VERLAG

Illustrationen und Einbandentwurf von Heinz
Schubert

Copyright 1955 by Georg Westermann Verlag,
Braunschweig

Gedruckt und gebunden bei Georg Westermann,
Braunschweig

-

Digitalisierung und EPUB Erstellung Klaus
Schüller, Koblenz

Ein Pferd  für eine Tüte Pfeffer [Kapitel 1](#)

Das Gasthaus 'Zum Goldenen Anker'  [Kapitel 2](#)

 Ich habe den Fall notiert [Kapitel 3](#)

Hermanns Maschinenkram  [Kapitel 4](#)

Stupsnas  fällt aus den Wolken [Kapitel 5](#)

Der Schnürres ohne Schnürres  [Kapitel 6](#)

 In Gottes Namen [Kapitel 7](#)

Ein wichtiges Ereignis  [Kapitel 8](#)

Wo ist der Fuchs mit dem weißen Stern?  [Kapitel 9](#)

Hermann,  der Schiffsjunge [Kapitel 10](#)

 In Rotterdam [Kapitel 11](#)

Palm schlägt auf den Tisch  [Kapitel 12](#)

Rekordfahrt  mit bösen Folgen [Kapitel 13](#)

 Philipps Flucht [Kapitel 14](#)

Geheimnisvoller Besuch  an Bord [Kapitel 15](#)

 Die Überraschung [Kapitel 16](#)

Spiegelei  mit Schinken [Kapitel 17](#)

Hochwasser in Neuwied  [Kapitel 18](#)

Herr Merkens  muß sich wundern [Kapitel 19](#)

 Vor Koblenz [Kapitel 20](#)

Hoher Besuch  [Kapitel 21](#)

Buchenholz  vom Westerwald [Kapitel 22](#)

Zwischenfälle im Hotel  [Kapitel 23](#)

 Die erste Panne [Kapitel 24](#)

Tumult auf der Schiffsbrücke



[Kapitel 25](#)

Der Schuß



auf Urban

[Kapitel 26](#)



Daniels Rache

[Kapitel 27](#)

Die große Enttäuschung



[Kapitel 28](#)



Noch eine Überraschung

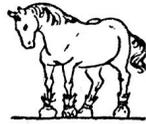
[Kapitel 29](#)

Doch noch gescheitert?



[Kapitel 30](#)

Der Kampf



durch die Schlucht

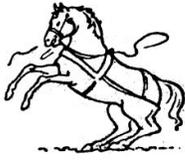
[Kapitel 31](#)



Die Triumphfahrt des 'Seeländer'

[Kapitel 32](#)

EIN PFERD FÜR EINE TÜTE PFEFFER



Philipp und der alte Daniel waren mit den Pferden unterwegs. Zum Glück wußten sie beide nicht, daß ihnen ein schlimmer Tag bevorstand, ein Tag voller Gefahr und böser Überraschung.

Der Junge hatte wie gewöhnlich mit dem Schimmel die Spitze übernommen. Immer noch hing der Nebel dicht auf der Erde. Doch war der Weg nicht schwer zu finden. Sie brauchten nichts zu tun, als dem Uferpfad stromabwärts zu folgen. Die Pferde wußten Bescheid, sie waren den Gänsemarsch gewohnt. Die schweren Seile hingen ihnen festgebündelt am Leib, auf den blanken Ledergeschirren perlten bald helle Tropfen. Gleichmütig trotteten die Tiere hintereinander. Allmählich aber vergrößerten sich die Abstände. Links fiel das Ufer steil zum Rhein hinunter, rechts stiegen Weinberge auf. Doch von der Landschaft war nichts zu sehen. Die Welt ertrank im Nebel. Ab und zu stieß ein Hufeisen gegen einen Kieselstein, das helle Klingen schwirrte unheimlich in der grauen Einsamkeit.

„Daniel, hau!“ rief Philipp fragend zurück, nachdem sie eine Weile marschiert waren.

„Alles in Ordnung. Halts Maul!“ tönte die mürrische Antwort des Alten von fernher durch den Dunst nach vorne.

Philipp wäre am liebsten auf den Schimmel geklettert und hätte sich tragen lassen. Aber der Frühjahrmorgen war kalt und feucht. Der Junge fror. Deshalb stapfte er lieber nebenher, den Zügel unter den rechten Arm geklemmt und beide Hände tief in die Taschen vergraben. Der alte Daniel hatte schlechte Laune. Daran war dieser Egidius Palm schuld. Der hatte heute früh in dem fremden Stall allerlei dummes Zeug geredet. Was eigentlich? Ach ja, daß die Schiffer das schönste Leben und die Pferdeknechte die schwerste Arbeit



haben. Er hatte gesagt: „Ich schlage in Mainz bei den Schiffern auf den Tisch, daß die ganze Bude wackelt.“

Philipp lächelte. Ich möchte aber doch kein Schiffsjunge sein, dachte er, dann müßte ich ja von den Pferden weg. Heute nachmittag bin ich zu Haus. Mal sehen, was Hermann wieder ausgetüftelt hat. Und Hanna ist auch da.

Er zog den Kopf zwischen die Schultern, schüttelte

sich und drängte sich im Gehen dicht an den warmen Pferdeleib.

Plötzlich traf ihn ein Schlag und riß ihm den Kopf hoch. Er spürte einen dumpfen Schmerz am Hals, eine Faust fuhr an seiner Nase vorbei, er sah ein paar funkelschwarze Augen in einem gelblichen Gesicht. Entsetzen packte ihn.

„Schnürres!“ schrie er. „Hilfe! Daniel!“

Kerzengrade stieg der Schimmel neben ihm in die Höhe und schlug mit den Vorderhufen nach dem Fremden. Philipps Arm hing im Zügel, die Hand konnte er nicht so schnell aus der Tasche ziehen. So riß ihn der Schimmel mit hoch. Gerade hörte er noch, wie der Schwarzäugige zischte: „Krumme Kröte!“ Dann stürzte er vor dem Schimmel auf den Leinpfad. Das braune Pferd, das inzwischen herangekommen war, sprang auf den Fremden zu und schnappte nach ihm.

Ein wildes Getümmel entstand. Keuchend lief Daniel nach vorn. Er hatte Philipps Hilfeschrei gehört. Eine dunkle Gestalt sah er, die sich eilig bei den Tieren zu schaffen machte. Er wollte sie greifen oder nach ihr schlagen. In der einen Hand schwang er das Beil, in der andern die umgedrehte Peitsche.

Da flog es ihm wie Feuer zwischen die Augen. Halb irrsinnig vor Schmerz ließ er Beil und Peitsche fallen und griff sich an die Stirn. Er brach in die Knie und stöhnte laut. Die Pferde jagten aufgeregt auseinander. Nur der Schimmel blieb an seinem Platz. Er hielt bewegungslos neben dem Jungen, senkte den Kopf bis zum Boden und schnupperte mit seinen weichen, feuchten Nüstern in Philipps Gesicht.

„Ich bin blind, ich bin blind“, stöhnte Daniel verzweifelt, „ich habe Feuer in den Augen. Stupsnas, hilf mir doch!“

Aber Philipp hörte nicht. Der Faustschlag hatte ihn am Hals getroffen. Stumm und mit bleichem Gesicht, Arme und Beine weit ausgestreckt, lag er wie tot auf dem Uferweg.

Als Daniel merkte, daß niemand auf sein Jammern antwortete und keiner ihm zu Hilfe kam, rappelte er sich mühsam auf. Was mag bloß mit dem Philipp los sein? Wenn ich doch wenigstens sehen könnte! Die eine Hand preßte er auf die Augen, mit der anderen tastete er sich vorwärts. Er torkelte über den Leinpfad, stolperte, glitt auf den Steinen aus und schlug hin.

„Hilf, heiliger Himmel“, stöhnte er, „das brennt mir die Augen aus dem Schädel, ich werde verrückt!“

Auf allen vieren kroch er hinunter zum Wasser, streckte sich, schöpfte mit zitternden Händen und kühlte die schmerzenden Augen. Das Wasser triff ihm in den Kragen, der sonst so sorgfältig gezwirbelte Schnurrbart hing zerzaust herunter. Daniel merkte es nicht. Wieder und wieder tunkte er jetzt das Taschentuch ins Wasser und kühlte sich die Augen. Keine Linderung, es brannte weiter wie Feuer. Schließlich schob er sich noch weiter über die Steine und

tauchte den ganzen Kopf unter. Er drehte das Gesicht im strömenden Wasser hin und her und hob es nur ab und zu hoch, um prustend nach Luft zu schnappen.

Endlich ließ das Bohren etwas nach. Er raffte sich auf und kroch nach oben. Nun konnte er wenigstens wieder sehen. Sein Blick fiel auf den Schimmel, der noch immer unbeweglich neben Philipp stand. Entsetzt sah Daniel auf das bleiche Gesicht des Jungen. Schnell kniete er neben ihm nieder.

„Stupsnas“, flüsterte er, „rühr dich doch, schlag doch die Augen auf.“ Er untersuchte die Wunde am Hals, es war nur ein kleiner Riß. Er drückte sein nasses Taschentuch aus und träufelte dem Jungen das Wasser über die Stirn. Er riß ihm die Jacke auf und rüttelte ihn an den Schultern. „Stupsnas“, flüsterte er dabei immer wieder so hebevoll, wie er sonst nur mit seinen Pferden sprach. „Das darf nicht sein, daß dem Stupsnas was passiert, dann lieber mir.“ Er vergaß den Schmerz in seinen Augen und preßte dem Jungen die Hände auf den Brustkasten, als müsse er einen halb Ertrunkenen zum Leben erwecken. Langsam tauchte Philipp aus der Ohnmacht auf. Er konnte sich erst gar nicht zurechtfinden. Über sich sah er das verstörte Gesicht des Alten, dem das Wasser noch aus dem Schnurrbart lief. Seine Augen und Wangen waren feuerrot. Und neben ihm stand der Schimmel, der mit seinen guten braunen Augen zu ihm heruntersah.

Erstaunt fragte er: „Was ist denn los?“ Daniel atmete befreit.

„Das möchte ich auch wissen“, stöhnte er. „Kannst du aufstehen?“

„Klar, mir ist bloß so komisch. Ich glaube, der Kerl hat mich durch die Luft geschmissen. Weißt du, was er zu mir gesagt hat? ‚Krumme Kröte!‘ Und das R hat er gerollt wie eine alte Schubkarre.“

Trotz seinen Schmerzen mußte Daniel lachen. Er fuhr sich

mit dem nassen Taschentuch an die Augen.

„Der Schimmel ist aber bei mir geblieben ...”

„Das sehe ich.”

„Aber die andern, wo sind . . .?”

„Bimbambeier, die Pferde.. .”, fuhr Daniel auf. „Da stehe ich hier herum. Wo sind denn unsere Gäule?” Seine Augen waren geschwollen, sein Kopf sah aus wie ein Rotkohl. „Los, Stupsnas, auf, wenn du kannst !”

Er griff nach dem Handbeil, das neben Philipp auf der Erde lag, und sauste krummbeinig in die Wiese neben dem Uferpfad. Philipp stemmte sich hoch und packte die Peitsche. Durch den Nebel hörte er den Huftritt eines Pferdes auf dem Wege näherkommen. Er trat beiseite und faßte das dünne Ende des Holzstiels fester. Der Schimmel schob sich neben ihn. Da tauchte aus dem grauen Dunst der Braune auf, allein, als sei nichts gewesen. Er war wohl nur im Schreck abgaloppiert. Nun kam er gemächlich im Schritt zurück, als er die vertrauten Stimmen hörte. Willig ließ er sich greifen.

Daniel brachte auch die gelbe Emma und die Flora an. Sie hatten ruhig nebeneinander gestanden und das Frühjahrsgras probiert. Dann fand er noch den Schecken. Doch mit dem Schimmel zusammen blieben es, so oft sie auch zählten, immer nur fünf. Der Fuchs fehlte, der Fuchs mit dem fünf zackigen weißen Stern auf der Stirn und den weißen Strümpfen über den Hufen. Daniel schwang sein Beil und trabte noch einmal los. Er rief, er piff, doch alles vergebens. Nach einiger Zeit kam er ohne das Pferd zurück.

„Den Fuchs hat uns der Bandit geklaut”, schimpfte er schon von weitem. Der Nebel war immer noch so dicht, daß sie keine zehn Schritt weit sehen konnten. „Grade den Fuchs, das war der flinkste. Mit dem ist er weg, der Halunke!”

Zum drittenmal lief Daniel zähneknirschend in die Wiese, die an eine Weinbergsmauer stieß. Er trabte nach links und

rechts und lauschte gespannt. Vom Fuchs war nichts zu sehen und zu hören.

„Das muß mir passieren“, wütete er, während er sich wieder das Gesicht rieb. „Der Fuchs geklaut, der Junge verwundet, ich die Augen voll Feuer. Was wird der Ankerwirt dazu sagen? Ich könnte heulen vor Wut. Und der Egidius Palm? Ja, einem Schiffer kann das nicht passieren, nur so armseligen Pferdeknechten. Wenn doch wenigstens Tag wäre! So laufe ich ja wie ein Blinder herum.“

Niedergeschlagen kehrte er zu Philipp zurück. Es half alles nichts, das Pferd war weg. Wohin? Ja, wohin? Vielleicht auf die Berge, über den Taunus, in den Westerwald, zu einem Bauern in einem kleinen Nest oder zu einem Roßhändler, der es wieder weiterverkaufte. Ein tolles Gaunerstück! Pferde waren gesucht.

„Wenn ich den Halunken kriege, den wringe ich aus wie mein nasses Taschentuch!“

Daniel spürte, wie sich der Brand im Gesicht wieder verstärkte. Noch einmal tastete er sich zum Wasser hinunter. Aufs neue tauchte er den Kopf ein, prustete wie ein Walfisch und wusch sich die brennenden Augen.

Langsam lichtete sich der Nebel. Die Sonne stieß mit glitzernden Keilen hinein. Die grauen Schwaden hoben sich. Die Weinbergsmauer trat hervor. Über ihr stiegen die schwarzen Reihen der Rebstöcke auf, und dahinter wurde ein Waldstück sichtbar. Und schließlich stand über dem Strom und den Hügeln der blanke Frühjahrshimmel. Philipp spähte zu den schmalen Weinbergspfaden hinauf. Vom Fuchs war nichts zu entdecken. Der war wohl längst über die Höhe entführt.

Unten am Rhein lag Daniel immer noch mit dem Bauch auf den Steinen und tauchte den Kopf ins Wasser. Philipp zerrte den Pferden Zaumzeug und die Geschirre zurecht. Sein Hals war geschwollen, aber er konnte das Kinn frei bewegen.

„Komm mal, Schnürres“, rief er dann aufgeregt.

„Schnürres“ hieß Daniel nämlich wegen seines sonst immer steif nach beiden Seiten ausgezogenen Schnurrbarts.

„Was ist denn? Der Fuchs?“

„Nein. Aber guck mal, was ich dem Braunen aus dem Maul geholt habe?“

„Was denn?“

Langsam kletterte Daniel nach oben.

„Ein Stück Tuch von einer blauen Jacke, und ein Knopf ist dran. Und was ist hier auf dem Knopf?“

Daniel hielt sich den Fund dicht vor die Augen und kniff die schmerzenden Lider zusammen.

„Junge, Junge“, knurrte er, „das kenne ich, das habe ich schon gesehen, als ich bei dem Napoleon war. Das haben die Brüder von da unten, vom Balkan, auf den Knöpfen, eine Krone mit gebogenen Zacken. Wenn ich den Kerl kriege, dem werde ich die Zacken schon verbiegen.“

Er wischte die Pferdespucke von dem Tuch ab und wickelte den Fetzen zusammen.

„Und was willst du damit?“

„Das stecke ich beides in die Tasche, weil ich es nicht verlieren will und weil ich es eines Tages noch brauche. Das wirst du sehen.“

Er legte die Hand an die Stirn, um den Blick vor der grellen Sonne zu schützen, und suchte mit tränenden Augen die Hügel ab.

„Es hat keinen Zweck“, sagte er endlich enttäuscht. „Die sind schon zu weit weg. Den Fuchs erwischen wir nicht mehr.“

Philipp kletterte auf den Schimmel. Sie hielten die Tiere nun dicht beieinander. Daniel ritt am Schluß. Die Peitsche hielt er schlagbereit in der Hand.

„Ein Pferd für eine Tüte Pfeffer“, knurrte er zornig, „das ist billig, Halunke. Aber warte nur, das soll dich noch teuer zu stehen kommen!“

DAS GASTHAUS 'ZUM GOLDENEN ANKER'



Aus dem nebligen Morgen war ein sonniger Frühlingstag geworden, ein wunderbarer Reisetag für Leute, die sorglos unterwegs sind. Der Rhein glänzte in seinem tiefen Bett. Ab und zu stieg ein heller Hauch vom Wasser empor. Ein Schiff mit braunen Segeln glitt flußabwärts. Leise kräuselten sich die Wellen vor seinem scharfen, hohen Bug. Ein Matrose drehte mit leichter Hand die Ruderpinne, die waagerechte Holzstange, die das Steuer bewegte. Auf dem freien Raum beim Segelmast standen mehrere Reisende, Damen und Herren. Sie schauten bewundernd zu den hohen Bergen hinauf, deren Schatten das Schiff in den Strombiegungen kreuzte. Sie fragten nach den Namen der Burgen auf den Höhen und der kleinen Dörfer, die sich eng an den Fuß der Uferberge schmiegen. Hirzenach, Salzig, Boppard hießen sie auf der linken Seite, lauter am Rhein bekannte Fischer- und Schifferdörfer. Und gegenüber lagen Wellmich, Ehrental, Bornhofen und Kamp.

Gerade hatte der Schiffer die Geschichte der beiden feindlichen Brüder erzählt, die auf den Burgen Liebenstein und Sterrenberg gewohnt und aus rohen Steinen eine schwarze Mauer zwischen ihren Besitzungen errichtet hatten, damit sie sich ihr Leben lang nicht mehr ins Gesicht zu sehen brauchten. Weil aber die Geschichte traurig war und der Schiffer an diesem hellen Tag seine Reisendengerne fröhlich haben wollte, erfand er einfach ein schelmisches Stück dazu und behauptete:

„Das glaubt aber keiner von Ihnen, wie neugierig die Brüder waren. Jeder wollte trotz der Feindschaft wissen, wie es drüben beim andern aussah. Deshalb kletterten sie eines Nachts beide an der Mauer hoch. Jeder auf seiner Seite. Gleichzeitig streckten sie im gelben Mondschein die Köpfe über den Rand. So verdutzt waren sie, als sie sich erkannten,

daß sie vor Schreck die Leitern umstießen, auf deren obersten Sprossen sie gestanden hatten. Da hingen sie nun und klammerten sich oben fest. Jeder sah das wutverzerrte Gesicht des anderen. Und weil ihnen nichts Besseres einfiel, streckten sie sich die Zungen heraus. Fehlte nur noch, daß sie sich angespuckt hätten. Doch weil sie dadurch auch nicht von der Haßmauer herunterkommen oder einander vertreiben konnten, begannen sie mörderisch um Hilfe zu schreien. Als auch das nichts half, weil zunächst niemand sie hörte, und sie fast am Ende ihrer Kräfte waren, stemmten sie sich schließlich mühsam hoch. Jeder behielt den anderen genau im Auge, so daß sie gleichzeitig aufsprangen. Dabei stießen sie natürlich zusammen, verloren das Gleichgewicht und stürzten hinunter, jeder auf die falsche Seite. Inzwischen waren auf die Hilfeschreie auch die Knechte herbeigeeilt. Und da die Liebensteiner den Sterrenberger und die Sterrenberger den Liebensteiner fanden und vermuteten, dem eigenen Herrn sei Unheil geschehen, so verbläuten sie die Gestürzten tüchtig, bevor sie sie einsperrten. Erst nach mehreren Tagen kam ans Licht, was eigentlich geschehen war. Da lachten alle, mit Ausnahme der Geprügelten natürlich. Die wollten vom Lachen nichts wissen und brauchten lange, bis die Kratzwunden, die blauen Augen und die Beulen geheilt waren.”

Der Schiffer schmunzelte und die Reisenden auch. Er drehte das Segel noch etwas stärker in den Wind und blickte zum Ufer hinüber, wo auf dem Leinpfad ein müder Trupp stromab ritt. Der Schiffer konnte nicht erkennen, wer es war. Daniel und Philipp, die beinah aussahen wie die geprügelten Brüder, war auch nicht fröhlich zumute. Schweigsam zogen sie mit ihren Pferden dahin. Philipp sah mit zusammengekniffenen Augen nach vorne. Daniel blickte hin und wieder zurück, um sich vor neuem Überfall zu sichern. Mit dumpfer Wut dachte er daran, was er dem Ankerwirt berichten mußte.

Das Schiff glitt unterdessen mühelos weiter. Der Wind stand günstig und blähte die braunen Segel. Es war das Personenschiff, das jede Woche zweimal zwischen Mainz und Koblenz verkehrte. Es legte immer in Rheinhofen vor dem Gasthaus 'Zum Goldenen Anker' an. Die Wirtschaft war bei den Reisenden beliebt. Es gab dort saubere Zimmer und gut zu essen und zu trinken.

Peter Ehram, der Ankerwirt, hatte in seiner Jugend auf dem Rhein gefahren, ehe er von seinem Vater den Gasthof übernahm. Die Schifffahrt wurde in jenen Jahren lebhafter, als sich die Länder am Rhein von den Napoleonischen Kriegen zu erholen begannen. Peter Ehram hatte die Ställe vergrößern und eine eigene Übernachtungs- und Ablösestation für die Halbleute und ihre Tiere einrichten lassen. Alle Lastschiffe, die von Koblenz heraufgeschleppt wurden, wechselten bei ihm den Vorspann. Das Schleppen war eine schwere Arbeit. An einer langen Leine, die vom Schiff ans Ufer lief, zogen die Pferde ihre Last den Strom hinauf. Die Leute, deren Pferde die Schiffe ziehen halfen, waren die Halbleute. Der Pfad, auf dem die Tiere mit den Leinen gingen, war der Leinpfad.

Peter Ehrams Haus lag nicht weit vom Ufer. Damit jeder sehen konnte, wie der Gasthof hieß, glänzte neben der Eingangstür ein goldener Anker. Natürlich war er nicht aus purem Gold. Wer hätte das bezahlen sollen? Er war aus Messing. Aber er wurde immer so blank geputzt, daß er wie Gold blinkte. Und rechts am schwarzen eisernen Arm hing eine Schiffsglocke. Die war auch aus Messing und funkelte gleichfalls wie Gold, weil sie ebensogut geputzt wurde. Vor dem Haus standen zwei Kastanien. Die reichten mit den Spitzen ihrer Kronen weit übers steile Dach. Im Frühjahr steckten sie die weißen Blütenkerzen im dunklen Laub an. Das sah so frisch und freundlich aus, daß jedem das Haus schon von außen gefallen mußte.

Eben trat ein braunhaariges Mädchen aus der Tür und klopfte ein Staubtuch aus. Flink sprang es die drei Stufen hinunter und blickte vom Platz vor den Kastanien, unter denen einige Tische und Stühle auf wärmeres Wetter warteten, den Rhein hinauf. Als es das Schiff aus der Ferne heransiegeln sah, eilte es zur Glocke und zog eifrig an der Schnur. Bim, bim, bim schlug der Klöppel an.

Das wirkte wie ein Alarmzeichen. Bisher war es unter den Bäumen leer und still gewesen. Jetzt liefen drei Knechte aus dem Hof herbei, und Peter Ehram erschien selber in der Tür.

„Was ist, Hanna?“

„Das Schiff aus Mainz, Vater. Es hat die Flagge gesetzt. Sind also Leute drauf, die bei uns aussteigen wollen.“

„Und Daniel und Philipp mit den Pferden?“

Hanna sprang noch ein Stück weiter vor, reckte den Hals, soweit sie konnte, und spähte den Leinpfad hinauf.

„Die sehe ich immer noch nicht“, antwortete sie enttäuscht.

Der Ankerwirt zupfte seine grüne Weste zurecht und rief seiner Frau zu, die noch in der Stube war: „Luise, Gäste kommen, ich gehe nach unten.“

Nach unten, das hieß: zum Landeplatz. Er lag nur wenige Minuten vom Haus entfernt. Zwei der Knechte hatten den Kahn vom Anlegesteiger gelöst und ruderten dem Schiff entgegen. Die braunen Segel fielen am Mast herunter. Ein Matrose warf den Knechten eine Leine zu. Sie fingen sie auf und zogen mit ihr ein schwereres Seil heran, das sie schnell ans Ufer brachten. Das Segelboot hatte etwas ausgeholt. Der Schiffer stand nun selbst an der Ruderpinne und leitete das Landemanöver. Die Knechte schlangen das Seil um einen dicken Uferpfahl, einer hielt ein Zugpferd bereit. Jetzt straffte sich das Seil, es schnellte aus dem Wasser hoch, silbern blitzten die niederfallenden Tropfen. Der Bug des Schiffes

konnte nicht weiter, das Heck begann sich zu drehen. Gemächlich schob der Rhein das ganze Schiff herum. Als es gewendet hatte und mit der Nase stromauf zeigte, zog das Pferd an. Langsam näherte sich das Schiff dem Ufer. Zwei Matrosen standen mit langen Stangen an Bord bereit. Sie achteten darauf, daß es nicht gegen die Steine trieb. Der Anker fiel, die Knechte vertäuten die Seile. Sie legten ein dickes Brett, das Gangbord, zum Schiff hinüber, und Peter Ehrsam, der bisher ruhig zugesehen hatte, trat heran.

Er begrüßte die Reisenden und den Schiffer und ließ die Koffer nach oben tragen. Zwei Herren stiegen aus. Der eine schien ein Holländer zu sein. Aber er sprach sehr gut deutsch. Sie blieben noch mit Peter Ehrsam am Ufer stehen, bis das Schiff wieder abgelegt hatte. Diesmal brauchten die Knechte nicht mit dem Kahn zu helfen. Die Matrosen stießen mit ihren langen Stangen ab und ruderten selbst das Schiff ein Stück hinaus. Dann stiegen die Segel wieder am Mast auf. Der Wind füllte sie. Weiter glitt das Schiff auf Koblenz zu.

„Wir wollen ein paar Tage bei Ihnen bleiben“, sagte der eine Herr, „wir haben hier in der Gegend zu tun.“

„Sehr wohl, mein Herr“, antwortete Peter Ehrsam, „mein Haus steht Ihnen zur Verfügung.“ Er hätte gerne gewußt, was die beiden hier am Rhein wollten, aber er fragte nicht weiter. Ein Wirt durfte nicht neugierig erscheinen. Er führte sie ins Haus, zeigte ihnen die Zimmer und nahm die Bestellung für das Abendessen entgegen, das die beiden gleich einnehmen wollten.

„Und eine Flasche Wein trinken wir auch. Ich glaube doch, daß Ihr uns was Gutes bieten könnt?“

Da brauchte er nun wirklich keine Sorge zu haben. Denn Peter Ehrams Weinkeller konnte sich sehen lassen.

Der Ankerwirt war heute abend unruhig. Er sagte zu seiner Frau, als sie allein waren:

„Luise, ich habe so ein Gefühl, als ob mit dem Daniel was nicht in Ordnung ist.“

„Was soll denn mit ihm sein?“

„Weiß ich auch nicht. Abmarschiert sind sie bestimmt heute morgen zur Zeit. Auf den Schnürres ist Verlaß und auf Stupsnas auch. Sonst sind sie doch immer früher hier.“

„Vielleicht, weil es heute morgen so neblig war?“

„Nebel? Der macht doch den beiden nichts aus. Nein, da muß schon was andres sein.“

„Willst du ihnen denn nicht den Hermann entgegenschicken?“

„Den Hermann? Das hat keinen Zweck. Dann schon eher die Hanna. Die reitet besser und versteht von Pferden mehr als der Junge. Der findet sie bestimmt nicht.“

„Sie können doch nur über den Leinpfad kommen.“

„Klar. Aber der Hermann? Ich weiß gar nicht, Mutter, was wir da für einen Sohn haben.“ Peter Ehrsam ging zum Fenster und schaute hinaus. Er meinte es zwar nicht so ganz ernst, aber es war doch ein bißchen Verwunderung in seiner Stimme, als er fortfuhr: „Jeden Tag hockt er in seinem Schuppen und bastelt. Der wird kein Schiffer und kein Ankerwirt, kein Winzer und kein Fuhrunternehmer. Niemals. Guck dir dagegen Stupsnas an, der hat doch wenigstens Pferdeverstand. Und selbst die Hanna ...“

„Laß den Jungen nur, Peter“, sagte Frau Luise, „die Menschen können doch nicht alle gleich sein.“

„Du nimmst ihn immer in Schutz.“

„Es muß doch was in ihm stecken. Der Engländer, der damals hier war, hat auch gesagt...“

„Ja, ja . . . Seitdem kommt er gar nicht mehr aus seiner Bude heraus. Was geht mich der englische Maschinenkram an? Wir wohnen hier am Rhein zwischen den Weinbergen.“

Im 'Goldenen Anker' kann einer mit Blech und Eisen sein Brot nicht verdienen."

Ein Knecht riß die Küchentür auf. „Ankerwirt, Ihr möchtet mal nach draußen kommen."

„Sind sie da?" „Ja."

„Gut, lauf mal rüber und hol den Hermann her, ich hab was mit ihm zu reden."

Dazu kam der Ankerwirt freilich an diesem Abend nicht mehr. Als er die beiden zerrupften Gestalten sah, die wie arme Sünder im Hof standen, wußte er, daß etwas geschehen war. Die Pferde waren schon in den Stall geführt. Daniel drückte immer noch sein nasses Taschentuch an die geröteten Augen. Philipp blieb drei Schritte hinter ihm, als fürchte er eine Tracht Prügel. Natürlich war Peter Ehram furchtbar aufgebracht, als er hörte, daß der Fuchs gestohlen war. Aber vor Prügeln brauchte Philipp denn doch keine Angst zu haben. Der Ankerwirt befahl Hermann, der inzwischen herbeigelaufen war:

„Los, sag Babette, sie soll sofort Kamillentee kochen, damit der Schnürres seine Augen baden kann. Das muß ja entsetzlich weh tun. Und dem Stupsnas helfe ich selber. Ihr seid ja richtig unter die Räuber gefallen."

„Sind wir auch", begann Daniel wieder zu schimpfen. „So ein Halunke! Aber den krieg ich. Was meinst du, Stupsnas?"

Philipp nickte niedergeschlagen. Ihm war elend zumute. Jetzt erst kam ihm richtig zum Bewußtsein, daß der Fuchs verloren war. Sonst war die Heimkehr immer so fröhlich gewesen. Am liebsten hätte er geheult. Aber das ging ja denn doch nicht.

Da watschelte auch schon die dicke Babette heran. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie entsetzt auf, als sie sah, wie Daniel und Philipp zugerichtet waren. Doch Peter Ehram schnitt ihr das Wort ab und fuhr sie an:

„Laß dein Geschrei, Dicke. Meinst du, ich wollte, daß gleich morgen überall erzählt wird: in der Gegend vom ‘Goldenen Anker’ gibt es Diebe, Räuber und Totschläger, da ist man seines Lebens nicht mehr sicher? Du posaunst bestimmt morgen in die Welt hinaus, daß der Schinderhannes aus dem Grab aufgestanden ist. Aber der ist vor zwanzig Jahren in Mainz hingerichtet worden. Ich weiß nicht, was hinter dem Überfall steckt. Aber eines rate ich euch: haltet alle euer Maul! Sorg du, Babette, daß der Kamillentee gekocht wird, Daniel, du badest deine Augen, und du, Philipp, kommst mit auf mein Zimmer, damit ich dich richtig verbinden kann. Wir wollen über den Schreck erst mal eine Nacht schlafen. Morgen früh werden wir dann weitersehen.“

ICH HABE DEN FALL NOTIERT



Daniels Augen waren am nächsten Morgen noch stärker geschwollen. Stundenlang hatte er wach gelegen und nachgegrübelt, wie er den Fuchs wiederfinden könnte. Er schlug dem Ankerwirt vor, ihn mit einem Knecht loszuschicken. Sie wollten in allen Dörfern nach dem Pferd suchen. Peter Ehrsam hörte sich zwar noch einmal genau an, was Daniel erzählte. Doch in den Vorschlag willigte er nicht ein.

Daniel schüttelte mißmutig den Kopf. Es hatte jetzt keinen Zweck zu widersprechen, das wußte er. Es war wirklich unverständlich, was sich der Ankerwirt dachte. Ein Pferd war doch schließlich kein Taschentuch. Oder glaubte er vielleicht, daß Egidius Palm etwas mit dem Diebstahl zu tun hatte? Nein, dazu kannte er Palm doch wohl zu lange. Der war auch in Rheinhofen aufgewachsen, ein Hitzkopf zwar, aber im Grunde ein gutmütiger Mensch, kein Dieb und bestimmt nicht zu solch einer Gemeinheit fähig.

Der Ankerwirt sagte einfach: „Lieber Schnürres, du sollst überhaupt nicht mehr soviel mit den Pferden unterwegs sein. Du bleibst jetzt hier, auf dem Hof ist genug für dich zu tun.“

„Aha“, knurrte Daniel böse, „ich verstehe, wer sich einen Gaul klauen läßt, der hat es nicht besser verdient. Ich muß wohl noch

froh sein, daß du mich nicht wegjagst. Dann gehe ich lieber von selbst.“

Da merkte Peter Ehrsam, wie sich der Alte gekränkt fühlte. Er blickte ihm lange ins Gesicht. „Ich weiß doch, Daniel“, sagte er endlich, „daß du dir für jedes unserer Pferde die Knochen im Leib zusammenschlagen läßt. Ich habe doch keinen, dem ich die Pferde lieber überlasse als dir. Komm,

wir wollen uns mal vors Haus setzen. Was du eben gesagt hast, das meinst du doch gar nicht.”

Daniel folgte dem Ankerwirt. Sie setzten sich unter die Kastanien. Aber ihre Unterredung konnten sie nicht fortführen. Denn auf dem Leinpfad nahte der Gendarm Greifmann. Er ging schnell. Mit der linken Hand hielt er den langen Säbel fest. Er erblickte die beiden und steuerte sofort auf sie zu.

„Guten Morgen zusammen, guten Morgen Herr Ehrsam”, stieß er energisch hervor. „Was habe ich gehört? Ist es wahr, ein Diebstahl hat Sie betroffen?”

Daniel starrte den Gendarm, der erst seit wenigen Monaten im Ort war, verblüfft an. Ihm war das harte Hochdeutsch so ungewohnt, daß er sich richtig Mühe geben mußte, es zu verstehen.

„Nein”, entgegnete der Ankerwirt trocken, „uns ist ein Pferd geklaut worden.”

Einen Augenblick zögerte der Gendarm verduzt. Dann fuhr er in schnellstem Tempo fort: „Also doch. Meldung bewahrheitet sich. Ein Diebstahl. Und wann, wo, von wem?” Er zückte sein Notizbuch.

„Ja”, lachte der Ankerwirt, „wenn wir wüßten, wer es geklaut hat!”

„Nur ruhig, Herr Ehrsam. Werden wir erfahren, ist ja schließlich unsere Aufgabe. Meine im besonderen. Ich werde für Ordnung im Bezirk zu sorgen wissen. Nur alles hübsch der Reihe nach. Sind Sie nicht derjenige, dem das Tier abhanden gekommen ist?” wandte er sich an Daniel.

„Was meint der?”

„Er fragt, ob du dabei warst, als der Fuchs gestohlen wurde. Und dann sagt er, daß er den Dieb bestimmt finden wird.”

„Ja?” atmete Daniel erleichtert auf, „meinen Sie, Herr Gendarm? Da wäre ich Ihnen aber dankbar.”

„Keine Ursache“, wehrte Greifmann ab, „erst muß ich mal eine Reihe Fragen an Sie richten zwecks Unterlagen für das Protokoll. Zunächst weise ich Sie darauf hin, daß Sie die volle Wahrheit, nichts als die volle Wahrheit zu sagen haben.“

„Ja, was denn sonst?“

„Weiß ich nicht, mein Lieber, weiß ich nicht. Pflichtgemäß mache ich Sie nur darauf aufmerksam, daß Sie Ihre Aussagen zum Schluß der Vernehmung mit Ihrem Namen zu unterzeichnen haben.“

„Wenn das sein muß.“

„Das verlangt die Vorschrift. Also, waren Sie allein auf dem Leinpfad?“

„Ja. Das heißt, der Philipp war noch bei mir.“

„Philipp? Wer ist das?“

„Das ist unser Stupsnas.“

„Stupsnas? Hm! Ach, Herr Ankerwirt, können Sie mir vielleicht etwas genauere Auskunft geben? Wer ist dieser Philipp? Was ist das für eine Person? Ich muß jeder Spur nachgehen. Besteht die Möglichkeit, daß er mit den Dieben im Bunde ist?“

„Unser Stupsnas? Da kann ich Sie beruhigen, Herr Gendarm...“

„Ist der Philipp Ihr Sohn?“

„Nein, der Stupsnas ist unser Pferdejunge.“

„Kennen Sie ihn schon länger?“

„O ja. Ich kannte seinen Vater und seine Mutter. Und ihn kannte ich schon, als er noch in den Windeln lag. Er ist mein Patenkind. Wir haben ihn als Säugling in unsere Familie aufgenommen und haben ihn alle lieb. Er ist mit unseren Kindern groß geworden. Da brauche ich wohl kein Wort mehr zu sagen.“

„Schön, schön. Dann kann ich diesen Verdacht vielleicht fallenlassen. Zunächst also mal weiter!“

So saßen also an diesem Frühlingsmorgen Peter Ehrsam, Daniel und Gendarm Greifmann unter den Kastanien des Gasthofs 'Zum Goldenen Anker', bis alles aufgeschrieben war und Greifmann befriedigt sagen konnte: „Ich habe den Fall notiert.“

HERMANN'S MASCHINENKRAM



Hermann war der einzige, den der Diebstahl nicht erschütterte.

„Es ist gut, daß du nicht mit den Pferden fortmußt“, sagte er zu Philipp, „da haben wir endlich wieder mal Zeit für uns. Du mußt mir helfen, Stupsnas, komm.“

Die Werkstatt lag gleich neben der Futterkammer. Hermann schloß die Tür auf. Den Schlüssel trug er stets bei sich. Sie traten ein. Allerlei Werkzeug lag auf einem Tisch, Schraubenschlüssel und Blechscheren, Feilen und Hämmer, Meißel und Bohrer.

„Was willst du eigentlich bauen, Hermann?“

„Sag ich dir nachher. Erst zeige ich dir, was ich fertig habe.“

Hermann schlug Feuer und entzündete das Holz auf dem Schmiedeofen.

„Blas, Stupsnas, damit wir Glut kriegen. Heute ist vielleicht ein großer Tag für mich.“

Über dem Feuer stand auf einem Dreibein ein eiserner Kessel. Den hatte Philipp früher nicht gesehen. Eigentlich wollte er fragen: Willst du der Babette Konkurrenz machen und einen Pott Suppe kochen? Aber er wußte, wie empfindlich Hermann in allen Sachen war, die mit seinem Maschinenkram zusammenhingen. Deshalb schwieg er lieber, beugte sich und blies mit vollen Backen in die Holzglut, auf die Hermann nun vorsichtig Kohlen streute.

„Langsam, Stupsnas“, sagte er, „nur zum Anheizen, gleich kannst du den Blasebalg nehmen.“ Philipp nickte. Hermanns Gesicht war blaß und ernst. Dem war gar nicht nach Spaß zumute, das war deutlich zu sehen.

„Hier ist ein Kessel. In dem mache ich Dampf.“

Philipp nickte, nahm den Blasebalg und richtete sich auf. Das Feuer sprühte unter dem stärkeren Luftdruck, die kleinen Kohlen begannen zu glühen.

„Den Kessel schließe ich. Der Dampf sucht sich seinen Weg. Er drückt durch das Rohr in diese Büchse.“

Hermann griff nach einem Ölkännchen und erklärte weiter: „Du siehst dieses Stück Blech. Das ist der Schieber. Wenn ich ihn vorziehe, strömt der Dampf von unten in die Büchse. Wenn ich ihn zurückdrücke, wird der Dampf unten abgesperrt und dringt oben ein. Die Eisenbüchse ist der Zylinder. In dem Zylinder bewegt sich der Kolben. Er läuft in dieser Stange aus. Das ist der Kolbenarm.“

Philipp nickte ernsthaft. Die Namen waren ihm unbekannt. Er hörte sie zum erstenmal. Von Kolben und Zylindern und Schiebern hatte ihm bisher noch nie jemand etwas erzählt. Auch verstand er nicht ganz den Sinn der Röhren, die Hermann zusammengeschaubt hatte. Doch seine Neugier war erwacht. Und weil Hermanns Stimme vor Aufregung beinahe zitterte, nickte er noch einmal und blickte prüfend von einem Teil zum anderen.

„Das Blech hier, der Schieber, ist die Hauptsache, das wirst du gleich merken.“

„Und was willst du mit der Maschine machen, Hermann?“

„Was ich will, Philipp? Ich will, daß der Dampf, der aus dem Kessel kommt, dort das Rad dreht. Das muß gehen, ich weiß es. Es geht auch. Nur noch nicht ganz so, wie ich möchte. Warte.“

Er griff noch einmal nach dem Ölkännchen und schmierte das Gestänge und die Gelenke.

„Je weniger Reibung, desto besser.“

„Wer gut schmert, der gut fährt“, lachte Philipp, „das ist bei unseren Pferdewagen auch so.“

„Pferdewagen!“ winkte Hermann geringschätzig ab, er stellte das Kännchen beiseite.

Das Wasser im Kessel begann zu brodeln. Hermann schraubte den Deckel fester. Aus der Büchse stieg Dampf auf. Als er weiß wurde und zu zischen begann, schob Hermann den Schieber ein. Irgendwo im Gestänge knackte es leise. Philipp reckte sich auf die Zehenspitzen und guckte dem Freund über die Schultern. Sie wagten beide kaum zu atmen.

„Der Dampf sammelt sich jetzt hier“, flüsterte Hermann. „Er kann nirgendwo raus, er drückt gegen den Kolben.“

Wieder knackte es leise. Der eiserne Arm, der aus der Büchse herausguckte, hob sich und ruckte vor, von der Kraft des Dampfes getrieben. Das Rad begann sich lautlos zu drehen. Philipp war starr vor Staunen. Er stieß den Freund an. Da stockte der Arm wieder. Schon zog Hermann den Schieber aus dem Schlitz zurück.

„Jetzt muß der Dampf von der anderen Seite kommen. Dreh das Rad langsam an. Es muß den toten Punkt überwinden. Laß den Blasebalg! Das Feuer ist stark genug. Das Rad schiebt dann den Kolben zurück. Laß los!“

Sie brauchten beide etwas Übung, bis sie den richtigen Augenblick abgepaßt hatten, in dem Philipp mit dem Drehen einsetzen mußte. Er war jetzt ebenso begeistert wie Hermann. Ein Pferd anschirren war jedenfalls einfacher und weniger aufregend. Endlich klappte es besser.

„Siehst du, Stupsnas, deshalb mußst du mir helfen. Das kann ich natürlich nicht allein, den Schieber bedienen und das Rad drehen.“

„Das tu ich ja auch gern, nur ...“

Die Tür hatte sich geöffnet. Die beiden fremden Männer traten ein, hinter ihnen Hermanns Vater. Die zwei Jungen sprangen mit hochroten Köpfen auseinander.

„Da sehen Sie den Burschen“, lachte Peter Ehram und wies auf Hermann. „Das ist er.“

Der erste Fremde trat rasch näher, nickte den beiden Jungen flüchtig zu und sah sich die Maschine genau an. Er

prüfte das Gestänge, indem er es hin und her schob, er öffnete die Schraube auf dem Deckel des Kessels, so daß der Dampf zischend hervorschoß, und löste die Büchse. Dann richtete er sich auf und sah Hermann forschend an.

„Hast du das alles allein gemacht?“

„Ja.“

„Herr Röntgen, der denkt doch Tag und Nacht an nichts anderes als an diesen Kram. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“

„So, so. Wer hat dich denn darauf gebracht?“

„Erst hab ich es allein versucht. Aber im vorigen Jahr ist ein Herr aus England bei uns gewesen. Er machte eine Rheinreise. Er hat in der Gaststube gesessen. Ich wußte, daß er ein Maschinenbauer war. Das hatte er ins Fremdenbuch eingeschrieben. Den habe ich gefragt. Der hat mir Zeichnungen gezeigt.“

„Stimmt, meine Herren“, polterte Peter Ehram und kam mit dem anderen Fremden näher. „Hätte ich damals gewußt, daß der Junge dadurch in seinem Fimmel noch bestärkt würde, dann hätte ich den Bengel kopfüber aus der Gaststube geworfen. Entschuldigen Sie bitte, meine Herren“, fügte Peter Ehram hinzu, „daß ich mich ein bißchen grob ausdrücke. Doch ich mache mir manchmal wirklich Sorgen, was aus



dem Hermann werden soll. Das ist doch alles nur sinnlose Spielerei.”

„Meinen Sie?“ unterbrach Herr Röntgen ernst und fragte Hermann weiter:

„Hast du den Kolben selber eingepaßt?“

„Ja, er muß ganz eng gehen, er darf kein Spiel haben, weil sonst der Dampf dran vorbeiströmt und die Kraft verlorengelht.“

Röntgen wandte sich an seinen Begleiter: „Sehen Sie, Urban, gute Arbeit, alles genau überlegt. Erstaunlich, was?“

Wieder sah er Hermann prüfend an. Der Junge hielt dem Blick stand, aber sein Herz klopfte stärker.

„Und jetzt weißt du nicht, wie du den Schieber so einrichten sollst, daß er sich von selbst bewegt und den Kolben wieder zurückgehen läßt, nicht wahr?“

„Deshalb habe ich mir heute den Philipp mitgenommen. Er hat das Rad gedreht, ich habe den Schieber bedient.“

„Aha. Und du“, wandte sich Herr Röntgen an Philipp, „willst du auch Maschinen bauen?“

„Nein.“

„Zum Glück nicht. Das wär ja noch schöner! Gleich zwei in einem Haus und sozusagen in einer Familie. Der Stupsnas ist mein bestes Stück im Stall. Der hat mehr Pferdeverstand im kleinen Finger als mein Sohn im ganzen Kopf.“

„Und warum hast du den Verband am Hals?“

„Ich bin ... ich war ... ich habe mich gestoßen.“

Peter Ehrsam zwinkerte Philipp zu, der bescheiden einen Schritt zurücktrat. Bist ein braver Kerl, hieß das Zwinkern, auf dich kann ich mich verlassen.

Röntgen wandte sich wieder an Hermann, der bei des Vaters Worten vom mangelnden Pferdeverstand errötet war, und griff nach dem Schieber. Er drehte ihn prüfend in den Fingern und sagte:

„Junge, jetzt bist du genau auf demselben Punkt, auf dem vor rund sechzig Jahren auch schon mal einer in der Kunst des Dampfmaschinenbaus gewesen ist. Damals hatte der berühmte James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, dieses Rätsel auch noch nicht gelöst. In England trieb eine solche neue Maschine einen Webstuhl. Der Besitzer hatte einen Jungen angestellt. Der war bestimmt nicht älter als dein Freund, aber natürlich hatte er nicht soviel Pferdeverstand. Er hieß Humphry Potter. Ich habe solche Achtung vor diesem Jungen, daß mir sein Name im Gedächtnis geblieben ist. Mit einem Hebel mußte er den Schieber bedienen. Stunde um Stunde, für ein paar Pfennige, jeden Tag. Hebel nach rechts, Hebel nach links, immer im gleichen Takt, wie es die Maschine verlangte. Vielleicht hatte er nicht einmal genug zu essen. Er stand neben dem Fenster. Die Sonne schien. Draußen schossen die anderen Kinder vergnügt mit ihren Knickern und lachten und lärmten. Komm doch, spiel mit uns, riefen sie, wenn sie ihn bei der eintönigen Arbeit sahen. Der Junge schüttelte traurig den Kopf. Seine Mutter war arm. Er hatte noch jüngere Geschwister. Er mußte Geld verdienen. Aber er dachte: wenn ich doch auch mit denen da draußen tollen könnte, wenn ich doch nur nicht immer den Hebel bedienen müßte. Ich bin es so leid. Wenn es doch nur ein anderes Mittel gäbe. Die Maschine kann soviel allein. Es müßte ihr doch möglich sein, auch noch den Schieber zu bedienen.“

„Und dann hat er es herausgekriegt?“ fragte Hermann begierig. Röntgen nickte.

„Eines Tages bemerkte der Besitzer von seinem Büro aus, wie Humphry mitten zwischen den anderen Jungen spielte. Die Maschine steht, dachte er. Der Flegel treibt sich herum, den schmeiße ich auf die Straße. Der kann sehen, wo er Geld verdient. Wütend lief er hinüber in den Maschinenraum. Er traute seinen Augen nicht: die Maschine lief allein. Vollkommen gleichmäßig flog der Schieber hin und her. So

genau hätte Humphry ihn gar nicht bewegen können. Der Junge hatte durch einen großartigen Einfall die selbständige Steuerung des Ein- und Auslaßventils erfunden.”

„Und wie hat er das gemacht?”

„Das werde ich dir zeigen, wenn du willst.”

„Ja sicher, das muß ich doch wissen, wo kann ich das sehen?”

„Ja, wo?” fragte auch der Ankerwirt. „Haben Sie vielleicht auch Zeichnungen bei sich, Herr Röntgen? Davon halte ich nämlich nicht viel.”

„Oh”, lachte Herr Urban, „Herr Direktor Röntgen könnte Ihnen das bestimmt auch auf Zeichnungen zeigen, aber ich glaube ...”

„Ich glaube”, fiel ihm der Ankerwirt ins Wort, „daß wir das doch besser anderswo besprechen. Der ‘Goldene Anker’ hat noch angenehmere Räume als die alte Werkstatt. Das heißt”, Peter Ehrsam verbeugte sich, „wenn Sie sich mit dieser Spielerei überhaupt noch aufhalten wollen.”

„Aber natürlich”, sagte Herr Röntgen, „ich freue mich sogar, daß Sie mir diese Spielerei Ihres Sohnes gezeigt haben.”

Der Ankerwirt fühlte sich nun doch geschmeichelt. Bisher hatte er Hermanns Maschinenkram nie ernst genommen. Aber dieser Herr Röntgen, der außerdem noch Direktor war, schien Gefallen an dem Kessel und dem komischen Räderwerk zu finden. Dann war das, was Hermann da trieb, vielleicht doch nicht nur Spielerei. Er öffnete die Tür und sagte: „Darf ich bitten, meine Herren.”

Hermann und Philipp blieben verduzt zurück. Sie sahen durchs Fenster, wie die drei Männer über den Hof gingen. Herr Röntgen redete lebhaft auf den Vater ein.

„Das muß ich wissen”, flüsterte Hermann erregt und faßte Philipp, der in Gedanken versunken war, an der Schulter.

„Wer den Fuchs gestohlen hat, ja?”

„Du mit deinen Pferden! Was geht mich der Fuchs an? Wie sich der Schieber von allein bewegt.“

„Du mit deinen Maschinen!“ brummte Philipp. Als er aber sah, wie wütend der Freund ihn anguckte, fuhr er versöhnlich fort: „Meinst du denn, daß er es weiß?“

„Bestimmt. Der weiß es.“

„Dann frag ihn doch, solange er noch hier ist.“

„Das tue ich auch.“

STUPSNAS FÄLLT AUS DEN WOLKEN



Natürlich war es in der Gaststube des ‘Goldenen Ankers’ gemütlicher als in Hermanns enger Werkstatt. Durch das offene Fenster wehte die Frühlingsluft herein. Die Sonne spielte in den weißen Kerzen des Kastanienbaums. In den Zweigen zwitscherten die Vögel.

Mutter Luise hatte den Gästen zu Ehren den Tisch am Fenster mit weißem Leinen gedeckt. Aber auch die anderen Tische hatte Babette mit Sand blitzblank gescheuert. Der Ankerwirt hatte eine besonders gute Flasche Wein aus dem Keller geholt.

Die Mutter freilich machte gar kein fröhliches Gesicht. Sie ahnte, was kommen sollte, und sie kämpfte jetzt schon mit den Tränen.

„Also das ist mir klar, Herr Röntgen“, sagte der Ankerwirt, indem er sich zurücklehnte, „aus meinem Sohn wird nie ein Gastwirt und nie ein Rheinschiffer. Der hat nur seine Maschinen im Sinn.“

„Dann kann er vielleicht doch noch etwas mit der Schifffahrt zu tun kriegen.“

„Wieso? Dem ist Fischen, Rudern, Segeln einerlei. Der kann an unseren Pferden gerade noch vorn und hinten unterscheiden, weil vorne der Kopf und hinten der Schwanz ist, aber sonst...“

„Peter“, dämpfte Frau Luise ihren Mann, „da übertreibst du aber wirklich.“

„Wenn es nun aber auf den Rheinschiffen auch Dampfmaschinen gäbe“, sagte Herr Röntgen bedeutungsvoll.

Mutter Luise faltete die Hände und blickte sorgenvoll zu ihrem Mann, der gleich einfiel: „Ja, wenn, Herr Röntgen. Aber es gibt keine.“

„Es wird auf dem Rhein Dampfschiffe geben. Noch in diesem Jahre wird eins am ‘Goldenen Anker’ vorbeifahren!“

Einen Augenblick stutzte Peter Ehrsam, weil die Worte so fest und sicher klangen. Dann lachte er überlegen:

„Oho, das glaube ich nicht. Das haben die ja schon einmal versucht. Wenigstens bis Koblenz. Ist aber nicht gelungen. Die kennen den Rhein schlecht. Der ist nicht immer so zahm und mild wie heute. Da müßten Sie erst die Strömung im wilden Gefähr bei Bacharach und an der Bank bei St. Goar sehen. Und an der Lorelei. Da sind tolle Wirbel im Strom, kann ich Ihnen sagen.“

„Die kenne ich ganz genau, Herr Ehrsam. So genau, daß ich die Strecke mit geschlossenen Augen vor mir sehe. Deshalb sind Steuermann Urban und ich nämlich nach Mainz gefahren. Nur aus diesem Grunde. Die Burgen und Ruinen, die Dörfer und Weinberge können wir uns ein andermal ansehen. Wir wollen nur wissen, wie das Fahrwasser ist.“

Urban drehte das halbgefüllte Glas in den Händen und nickte bedächtig.

„Das erste Dampfschiff, das nach Mainz fahren wird“, fuhr Röntgen bestimmt fort, „ist schon im Bau. Wir sind nicht zu unserem Vergnügen hier. Ich will wissen, was uns auf dem Mittelrhein erwartet. Ich hätte Ihnen wahrscheinlich nichts davon gesagt, wenn ich nicht zufällig heute Ihren Sohn in seiner Werkstatt besucht hätte. Aber es ist kein Geheimnis. Bald werden die Verhandlungen in Köln beendet sein. Dann wird es sowieso überall am Rhein bekannt werden, was wir vorhaben.“

„Was hat denn das mit Hermann zu tun?“ fragte Mutter Luise vorsichtig.

„Den möchte Herr Direktor Röntgen mitnehmen, hat er mir vorhin gesagt.“

„Mitnehmen? Wohin denn?“

„Nach Rotterdam“, sagte Röntgen, „natürlich nur, wenn Sie einverstanden sind.“

„Nach Rotterdam? So weit? Das ist ja in ...“

„In Holland, ja. Aber doch gar nicht so unerreichbar, wie Sie vielleicht denken. Dasselbe Rheinwasser, das hier am ‘Goldenen Anker’ vorbeizieht, fließt auch durch die Stadt, in der unser Schiff gebaut wird.“

Mutter Luise seufzte kopfschüttelnd.

„Rotterdam? Nein, das ist ja am Ende der Welt. So weit kann ich gar nicht denken.“

Im Laub der Kastanie vor dem Fenster raschelte es leise. Philipp war über das Dach in den Baum geklettert. Er wollte wissen, was die vier dort beredeten. Daß Hermann erst in die Küche gegangen war, um sich die Hände zu waschen, verstand er nicht. Ihm hatte es keine Ruhe gelassen. Nun saß er im Astwerk, kroch so weit wie möglich vor und hörte jedes Wort, das die vier sprachen.

„Ich möchte Hermann gerne mitnehmen“, sagte Herr Röntgen mit ruhiger Stimme. „Der Junge gefällt mir. Er ist begabt. Ich könnte ihn brauchen. Er würde bei mir sein Handwerk tüchtig lernen. Als Maschinenbauer hat er eine gute Zukunft vor sich. Glauben Sie mir nur, es wird bald keine Pferdeschiffahrt mehr auf dem Rhein geben. Die Zeit der Dampfmaschine bricht an. Die Segel werden auf dem Wasser verschwinden. Sie haben selber gesagt, daß Hermann Tag und Nacht an nichts anderes denkt als an seinen Maschinenkram. Bei mir erhält er die Ausbildung, die er braucht. Noch ist er ein Anfänger. Aber er will ja lernen. Bei mir ist er in seinem Fach. Der Junge ist ja wie für die Maschinen geboren. Bei jeder anderen Arbeit würde er nicht zufrieden werden. Lassen Sie ihn ruhig seinen Weg gehen. Sie können bestimmt nichts Besseres für ihn tun.“

Es war still geworden in der Stube. Und selbst draußen die Vögel in der Kastanie hatten zu zwitschern aufgehört. Aber

das lag wohl daran, daß Philipp im Baum noch ein Stück weiter vorgerückt war, um nur ja kein Wort zu verpassen. Der Fremde wollte also Hermann mitnehmen. Das Herz stockte Philipp bei dem Gedanken.

Mutter Luise und ihr Mann hatten Röntgens Worten aufmerksam gelauscht. Sie faßten Vertrauen zu ihm. Sein Gesicht war offen und ehrlich. Seine Stimme klang warm. Und doch war der Entschluß natürlich nicht leicht. Gerade als der Ankerwirt antworten wollte, klopfte es an die Tür. Hermann trat ein und durfte sich mit an den Tisch setzen. Philipp sah von seinem Versteck aus, wie der Freund erwartungsvoll auf den Herrn Röntgen blickte. Jetzt kann er ihn schnell fragen, was mit dem Schieber an der Maschine los ist, dachte er, und wenn er es weiß, soll er in den Hof kommen. Ich will ihm gerne das Schwungrad drehen, stundenlang. Aber hierbleiben soll er.

Der Ankerwirt füllte die Gläser und sagte überlegend: „Wir kennen Sie noch so wenig, Herr Röntgen, wohnen Sie schon lange in Rotterdam?“

Röntgen las auch in Mutter Luises Augen, daß sie gerne etwas mehr von ihm und seinem Leben wissen wollte.

„Ich bin eigentlich kein Fremder“, begann er. „Mein Vater stammt aus Neuwied, und auch mein Großvater hat da gewohnt. Von hier nach Neuwied ist es schließlich nur ein Katzensprung.“

„So“, fiel der Ankerwirt ein, „aus der berühmten Kunstschlerfamilie kommen Sie? Das höre ich gern, das sind angesehene Leute.“

„Ich bin allerdings noch nie in Neuwied gewesen“, fuhr Röntgen fort. „Meine Eltern zogen nach Ostfriesland, da bin ich 1795 geboren.“

Mutter Luise rechnete schnell. Neunundzwanzig Jahre ist er jetzt, dachte sie, er sieht eigentlich älter aus. Ob er wohl gut zu Hermann sein wird?

„Ich wollte Marineoffizier werden. Doch das war nicht so einfach. Ich hatte nicht mit Napoleon gerechnet, der in jenen Jahren ganz Europa durcheinanderwirbelte.“

Philipp hörte draußen den Namen Napoleon und dachte gleich an den Schnürres, der auch bei jeder Gelegenheit von dem Kaiser Napoleon erzählte. Das mußte doch ein merkwürdiger Mann gewesen sein. Philipp zog langsam die Füße an, weil es ihm auf dem Ast unbequem wurde.

Röntgen berichtete weiter. „Als ich zwölf Jahre alt war, wurde Ostfriesland der ‘Batavischen Republik’ und diese Republik bald darauf Frankreich einverleibt. Das ging schnell. Auf diese Weise wurde ich, ohne daß mich überhaupt jemand gefragt hatte, erst Holländer und dann Franzose. Die Franzosen schickten mich als Marineschüler nach der Seestadt Toulon. Das behagte mir nicht. Ich wollte nicht Franzose sein. Deshalb beantragte ich mit dreißig Kameraden Entlassung aus französischen Diensten. Meinen Sie, die hätten uns freigegeben? Sie sperrten uns auf einer Festung ein. Das war die Antwort. Das behagte mir noch viel weniger. Ich wollte Seemann werden, ich wollte auf einem Schiff fahren. Mir ging es wie dem Hermann. Ich dachte damals schon immer nur an Maschinen.“

„Und was taten Sie?“ fragte Hermann mit leuchtenden Augen.

„Ich floh und meldete mich wieder bei der holländischen Marine. Die schickte mich nach England. Dort lernte ich, wie wichtig die Einführung der Dampfmaschine für die Schifffahrt ist. Ich wurde Marineoffizier. Aber ich hatte wieder nicht genug Zeit für die Dampfmaschinen. Deshalb trat ich aus der Marine aus. Vor zwei Jahren gründete ich in Rotterdam eine eigene Schiffsbauwerft. Allerdings bauen wir keine Schiffe, die von Pferden gezogen werden“, sagte Röntgen lächelnd. „Das überlassen wir den Leuten, die nicht wissen, was jetzt kommt. Zusammen mit einem Herrn Cockerill konstruiere ich Maschinen ...“

„Dampfmaschinen für Schiffe?“ fragte Hermann atemlos.

„Ja, genau solche, wie du sie in deiner Werkstatt angefangen hast. Nur natürlich größer. Und bei uns bewegt sich der Schieber schon von selbst.“

„Unser neues Schiff soll der ‘Seeländer’ heißen“, sagte Urban, der bisher schweigend zugehört hatte. „Wir haben schon mit dem Bau angefangen. Der ‘Seeländer’ wird dreimal so groß wie das größte Segelschiff, das du bisher gesehen hast.“

„Sie sind bestimmt aus Köln, Herr Urban, nicht?“ fragte der Ankerwirt.

„Ja, hört man das? Ein richtiger Kölner kann seine Muttersprache nicht verleugnen.“ Urban lachte.

„Herr Urban wird unser Schiff als Steuermann den Rhein hinauffahren. Doch bis dahin gibt es noch viel Arbeit. Willst du uns dabei helfen, Hermann?“

„Sie wollen mich mitnehmen?“

„Wenn deine Eltern einverstanden sind.“

„Muß es denn heute schon sein, Herr Röntgen?“

„Nein, erst in ein paar Tagen. Wir fahren noch einmal nach Mainz. Aber auf der Rückreise ...“

„Wenn ich es mir richtig überlege“, sagte der Ankerwirt bedächtig zu seiner Frau, „glaube ich, daß wir nicht nein sagen dürfen. Du hast mir gestern selbst zugegeben, daß der Hermann für nichts anderes als für Maschinen Sinn hat. In Rotterdam könnte er lernen, wie man sie richtig baut. Hier in Rheinhofen und in der Nähe kann aus dem Jungen nichts werden.“

„Laßt mich doch mit“, bat Hermann, „ich will mit zu der Maschinenfabrik.“

Da erscholl vom Fenster her ein lautes Schreien: „Nein! Nein! Er soll nicht mitgehen, Ankerwirt, Mutter Luise, laßt ihn nicht mit, er soll hierbleiben!“

Der Kastanienbaum schüttelte sich, Äste krachten, die weißen Blüten wirbelten durch die Luft. Ein Rauschen, ein Plumps - alle stürzten ans Fenster. Da lag Philipp auf der Erde. Sie liefen hinaus.

Hermann war als erster bei ihm. Philipp war schon wieder aufgesprungen. Ein Bündel Blätter hielt er noch in der Hand. Er rieb sich den schmerzenden Rücken.

„Stupsnas, weißt du es schon? Ich darf mit nach Rotterdam in die Maschinenfabrik.“

Wütend sah Philipp den Freund an.

„Ist das vielleicht Freundschaft?“, schrie er ihn an. „Wenn du jetzt abhaust? Ich dachte, du wolltest nur nach dem Schieber fragen. Aber wie du so laut ja gesagt hast, da bin ich aus allen Wolken gefallen.“

Mutter Luise wollte auf ihn zugehen. Aber er lief weg.

„Aus allen Wolken nicht“, rief der Ankerwirt hinter ihm her, „nur aus dem Kastanienbaum.“ Doch er selbst und auch die andern lachten nicht über den Scherz. Mutter Luise wäre am liebsten hinter Philipp hergegangen und hätte ihn in die Arme genommen.

DER SCHNÜRRES OHNE SCHNÜRRES



Auch bei Daniel fand Philipp keinen Trost. Der Alte war immer noch schlechter Laune. Die Augen taten ihm noch weh. Und dann das Gespräch mit dem Gendarm! Das hatte ihm erst recht deutlich gemacht, was er an dem Pferd verloren hatte. Über den Gendarm lachte er nur höhnisch. Daß ihm aber der Ankerwirt auch noch verboten hatte, den Hof zu verlassen, das war zuviel. - „Ein Pech kommt selten allein“, schimpfte er vor sich hin. „Wer weiß, was uns noch blüht!“

Die Pferde waren die einzigen, die er seinen Zorn nicht spüren ließ. „Brauner“, brummte er, während er ihn bürstete, „hättest du dem Halunken doch den ganzen Arm abgebissen!“

Es war nicht so einfach, beim Schnürres Pferdejunge zu sein. Als Philipp in den Stall trat, sagte Daniel nur: „Na?“

„Ich wollte nur gucken, ob der Fuchs nicht doch zurückgekommen ist.“

Da brauste der Alte auf: „Verflixter Lausebengel! Willst du mich veräppeln? Wenn ich die leere Stelle sehe, könnte ich heulen. Hau ab, Stupsnas, rat ich dir. Komm mir nicht zu nahe. Scher dich raus, ich will niemand sehen.“

Erschrocken schlich Philipp davon. Er wollte sich im Holzschuppen verkriechen, er wollte allein sein. Aber an der Ecke stand Hanna. Ihre braunen Augen funkelten. Sie zog ihn bei der Hand und flüsterte:

„Ich habe alles gehört, was er zu dir gesagt hat. Warte nur, das soll er büßen, der alte Schnürres! Du mußt nicht weinen, Stupsnas. Wenn Hermann fortgeht, müssen wir zwei erst recht zusammenhalten.“

Philipp nickte. Aber da war Hanna auch schon fortgerannt.

Am Nachmittag holte sich Daniel einen Stuhl und setzte sich vor dem Pferdestall in die Sonne. Um die Augen band er sich ein feuchtes Tuch. Die Stalltür stand halb offen. Er war so müde, daß er bald einschlief. Hanna, die eigentlich Philipp suchen wollte, kam vorbei und hätte am liebsten laut gelacht. Denn Daniel hatte den Kopf an die Wand gelehnt und schnarchte wie ein Blasebalg. Bei jedem Atemzug wehte der Schnurrbart auf und ab. Oh, dachte Hanna, jetzt hab ich dich. Das wird ein Spaß. Wie der Wind sauste sie ins Haus zurück und schlich sich auf den Zehenspitzen wieder an Daniel heran. Schnell äugte sie nach links und rechts. Als sie niemand sah, zog sie eine Schere aus der Schürzentasche. Klipp fiel die rechte Schnurrbartfahne, klapp die linke. Daniel schnarchte ruhig weiter.

In diesem Augenblick packte Philipp von hinten Hanna am Arm und entriß ihr die Schere.

„Nein“, zischte er aufgeregt, „das ist gemein. Du weißt doch ...“

Hanna wurde dunkelrot, als sie den Daniel so verändert und den Philipp so wütend sah. Philipp war einen halben Kopf größer als sie. Er guckte sie so zornig an, daß sie Angst bekam. Was hatte sie getan! Sie wollte sich doch nur am Schnürres rächen, weil er Philipp so ungerecht angeschnauzt hatte. Sie riß sich los und rannte davon. Das Schnarchen verstummte. Daniels Kopf fiel mit einem Ruck nach vorn. Der Alte schreckte auf, atmete noch einmal tief und streifte die Binde von den Augen. Da sah er seinen Pferdejugen dicht vor sich stehen. Es war zu spät für Philipp, die Schere zu verbergen. Argwöhnisch blinzelte Daniel auf das blitzende Instrument in des Jungen Hand.

„Na“, krächzte er, „was willst du?“

Gewohnheitsmäßig fuhr er sich an die Wangen, um die Schnurrbartenden langzuziehen. Er griff ins Leere. Seine

Lippen begannen zu zittern, der Unterkiefer klappte ihm vor Erstaunen herunter.

„Daniel . . .“, begann Philipp aufgeregt. In dieser Minute hätte er es nicht übers Herz gebracht ‚Schnürres‘ zu sagen, er wußte zu genau, wie stolz der Alte auf seinen Schnurrbart war. „Daniel, es ist ..“ Er fing an zu stottern. Da sah Daniel auf seinem Schoß die traurigen Reste seines stolzen Schnurrbarts liegen.

„Was?“ keuchte er tonlos, „was? Mit der Schere hast du mir...?“

Bums! haute er dem Jungen eine Ohrfeige herunter. Philipp zuckte, aber er blieb stehen. Soll ich sagen, daß ich es nicht war?, dachte er. Dann müßte ich ja Hanna verraten. Sie hat es doch getan, weil sie . . .

„Daniel“, begann er von neuem, während ihm die Tränen in die Augen schossen. Bums! klebte ihm Daniel eine auf die andere Backe. Eine Flut von Schimpfwörtern prasselte auf ihn nieder, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als den Kopf zwischen die Schultern zu ziehen und fortzulaufen.

Daniel hatte also mit seiner Bemerkung recht behalten, daß ein Unglück selten allein kommt. Daß der Philipp ihm solch einen Streich spielen konnte! Der war bestimmt böse auf ihn, weil er ihn aus dem Stall geworfen hatte. Komisch, dachte Daniel, der Stupsnas! Warte nur, Bürschchen!

Aber der Streich hatte noch ein Nachspiel. Als Daniel am Abend auf seiner Kammer saß, kam Hanna herein. Sie trug einen Topf in der Hand.

„Babette hat frischen Kamillentee für dich gekocht, Daniel, du sollst die Augen noch einmal baden . . . Weißt du, Daniel, es tut mir ja so leid.“

„Was? Daß der mir Pfeffer ins Gesicht gestreut hat?“

„Das auch.“

Daniel merkte, daß Hanna etwas auf dem Herzen hatte.

„Was denn noch?“

„Das mit dem Schnurrbart.“

„Hm“, brummte Daniel.

Hanna setzte den Topf auf den Tisch und nahm den Deckel ab. Der frische Duft des Kamillentees zog durch das Zimmer. Hanna tunkte ein Tuch ein und ließ es auströpfeln.

„Weißt du noch, wie du mich gefragt hast, warum ich den Schnurrbart habe?“

„Ja, das weiß ich noch“, sagte Hanna schnell. Sie war froh, daß Daniel weitersprach. Sie hatte sich vorgenommen, ihm die Wahrheit zu sagen. Der Verdacht durfte nicht auf Philipp sitzenbleiben.

„Und was hab ich da gesagt?“

„Du hast gesagt: das ist wie bei unserem Kater. Der hat auch seinen Schnauzbart, damit er im Dunklen nicht so schnell mit dem Kopf rechts oder links anstößt.“

„Und das hast du auch geglaubt, nicht?“

„Hab ich auch, Schnürres.“

„Den Namen will ich jetzt nicht mehr hören, verstanden?“

„Dann sag ich ihn auch nicht mehr. Du gefällst mir viel besser ohne Schnurrbart, Daniel.“

„So?“ knurrte er und nahm ihr das Tuch aus der Hand, „meinst du?“

„Das hat Mutter auch gesagt. Aber trotzdem tut es mir sehr leid.“

„Zwei Ohrfeigen waren für den Lausert noch längst nicht genug, warte nur.“

„Er ist aber doch gar nicht schuld.“

„Was? Meinst du vielleicht, ich hätte ihm den Auftrag gegeben, mir den Schnurrbart abzuschneiden?“

„Das nicht. Aber wenn er es nun gar nicht getan hätte?“

„Hat er aber. Ich habe ihn gesehen, wie er mit der Schere in der Hand vor mir stand. Er war schon mittags böse auf mich, weil ich ihn aus dem Stall gejagt habe.“

„Und dann hast du ihn geschlagen.“

„Hat er es dir erzählt?“

„Nein, ich habe es gesehen.“

„Das hat er doch wohl verdient gehabt, was?“

„Er war es nicht, Daniel.“

Der Alte horchte auf.

„Wer war es denn?“ forschte er weiter.

Hanna senkte die Augen. Schuldbewußt krauste sie die Stirn.

„Ich hab es getan“, sagte sie dann fest. Daniel starrte sie an.

„Das soll ich glauben? Ich habe ihn doch erwischt, wie er die Schere vor mir verstecken wollte. Nein, Hanna, mich kannst du nicht anlügen!

„Ich lüge nicht, Daniel. Er hat mir die Schere aus der Hand gerissen. Er hat mich erwischt, wie ich gerade die zweite Seite abgeschnitten hatte. Er war furchtbar wütend auf mich. Ich bin gleich wegelaufen.“

„Und warum hat er mir das nicht gesagt? Warum hat er sich die Ohrfeigen so einfach gefallen lassen?“

„Das weiß ich nicht, Daniel.“

„Vielleicht weiß ich es. Ob ich dir glauben kann, das werde ich mir noch überlegen. Das ist wirklich allerlei. Gestern wird mir ein Pferd geklaut, einer streut mir Pfeffer in die Augen, heute erwische ich den Stupsnas mit der Schere in der Hand, und dann behauptest du, daß du mir den Schnurrbart abgeschnitten hast.“

„Es tut mir so leid, Daniel. Bist du mir noch sehr böse?“

Da stand Hanna nun, verlegen, Tränen in den Augen. Der Alte reichte ihr die Hand. „Aber eins mußt du mir versprechen, Hanna.“

„Ja, Daniel.“

„Du darfst dem Philipp nicht verraten, daß du es mir gesagt hast.“ - „Ja, das verspreche ich dir.“

IN GOTTES NAMEN



Tilmann Hupperich hieß der Schiffer, mit dem Röntgen und Urban von Mainz aus den Rhein hinabfahren. Sein Schiff hieß 'Die Hoffnung'. Es war ein Lastboot und konnte etwa tausend Zentner laden. Auf das Personenschiff hatten die beiden mit Absicht verzichtet. Sie wollten ungestört an Deck sitzen und sich das Fahrwasser ansehen.

Als die Glocken des Mainzer Doms mit mächtigem Schall fünf Uhr läuteten, hatten sie mit dem Schiffer, den drei Matrosen und beiden Schiffsjungen an Bord gestanden und hatten die Köpfe entblößt. „In Gottes Namen“, sagte Tilmann Hupperich, und alle sprachen es ihm nach. So fing jeder Schiffahrtstag auf dem Rhein an.

Die Matrosen zogen den Anker hoch und lösten die Taue am Ufer. Pferde standen bereit, um das Schiff aus dem Hafen hinaus- zuschleppen.

„Nirgends klappt es mit den Halfleuten so gut wie in Mainz“, sagte Hupperich anerkennend. „Aber hier sind sie auch mit ihren Zunftgesetzen so streng wie sonst nirgends am Rhein. Und sie wissen ganz genau, was sie zu kriegen haben“, fügte er hinzu, indem er Daumen und Zeigefinger aneinanderrieb und die Bewegung des Geldzählens machte. Ehe Urban antworten konnte, sprang der Schiffer mit ein paar wilden Sätzen zum Steuer, drängte den Matrosen zur Seite und schrie ihn an: „Halte weiter links, oder meinst du, ich wollte mir von den Floßstämmen die Seite aufreißen lassen?“

Ungeheure Holzstapel lagerten am Ufer, Tannen- und Eichenstämme, entästet und abgeschält.

„Sieht fast aus wie Knochen von Riesentieren, so weiß und so stark“, sagte Röntgen. „Der Rhein trägt sie auf seinem

Rücken.”

„Und die Werften bauen die Schiffsrümpfe aus dem Holz”, fuhr Urban fort.

„Noch bauen sie aus Holz, Urban, bald werden die Kähne aus Eisen sein. Dann wird auch die Zahl der Flöße abnehmen.”

‘Die Hoffnung’ hatte den Ausgang des Hafens erreicht. Die Halbleute lösten die Pferde, die Matrosen zogen die Leinen ein und griffen zu den langen Ruderstangen, um das Schiff weiter in den Strom zu bringen.

Röntgen wandte sich zurück. Die Morgensonne überschimmerte die Stadt. „Sehen Sie, Urban, sie hat ihren Namen verdient. Heißt sie nicht mit Recht das ‘goldene Mainz’? Hier werden wir mit dem ‘Seeländer’ einlaufen. Das ist unser Ziel. Dann hat die Dampfschiffahrt den Rhein erobert.”

Die Matrosen zogen die Segel auf. Es waren graue Leinwandstücke, schon mehrfach geflickt.

„Mit so schlechtem Zeug dürfte sich kein Seemann aufs Meer wagen, was Urban?”

„Nein, Herr Röntgen, aber der Wind ist hier ja zart wie ein Katzenfell. Bloß das Wasser, das hat manchmal sehr scharfe Krallen. Denken Sie ans Binger Loch.”

„Sie haben recht. Das goldene Mainz hat mich einen Augenblick vergessen lassen, wozu wir hier sind. Kommen Sie, wir machen uns wieder an die Karten. Die Bergfahrt haben wir. Nun müssen wir noch die Talfahrt einzeichnen.”

‘Die Hoffnung’ hatte Getreide und Wein geladen. Sie lag tief im Wasser. Lautlos zog das Schiff dahin. Tilmann Hupperich hatte längst wieder einem Matrosen das Steuer überlassen. Die Schiffsjungen hockten vorne in der Nähe des Ankers. Weit dehnten sich die Ufer. Die Sonne lag warm auf Land und Strom. Urban zeichnete mit roter Tusche die Fahrinne in seine Karte. Röntgen prüfte die Eintragungen nach. Hier war

der Rhein wirklich ein sanfter Strom, der ruhig zwischen den Ufern dahintrieb. Erst als sie sich Rüdesheim näherten, wurde es anders. Felsen traten hervor, die Ufer schoben sich enger zusammen.

Das Wasser begann sich zu kräuseln. Vor einem breiten Bergrücken lagen die Häuser von Rüdesheim. Ein runder Turm, der in der Sonne bläulich glänzte, überragte sie. Das Ufer bestand aus nacktem hartem Fels, an dem die Wellen weiß aufsprangen. Röntgen und Urban sahen nur wenig von der Schönheit der Landschaft. Der Ruine Ehrenfels gönnten sie keinen einzigen Blick. Dafür aber hatte es ihnen der Mäuseturm angetan, das Fahrwasser im Binger Loch. Urban trug die Felsenriffe ein, die 'Hardtsteine' und die 'Schwarzen Leyen'. Röntgen blickte angestrengt nach vorne. Wird der 'Seeländer' diese Strömung bezwingen können? Wenn hier der Steuermann auch nur einen Augenblick nicht aufpaßt, dann reißen diese scharfen Klippen jedem Schiff unweigerlich den Bauch auf. Was für eine Aufregung war es schon für dieses kleine Schiff 'Die Hoffnung', durch die Enge zu fahren. Dabei gehorchte es, weil es so kurz war, dem geringsten Steuerdruck. Zwei Matrosen hatten die Segelleinen griffbereit in den Fäusten. Der Schiffer und der dritte Matrose standen am Steuer. Die Jungen achteten mit großen Augen auf den geringsten Wink.

„Ich hörte in Mainz“, sagte Röntgen, „daß die Fahrstrecke noch breiter gesprengt werden soll. Hier können ja nicht zwei Schiffe nebeneinander fahren.“ Auch auf seinem Gesicht war die Spannung zu erkennen. „Meinen Sie, daß wir es mit dem 'Seeländer' schaffen?“

Urban blickte auf und strich sich übers Kinn. „Ja“, nickte er.

„Wir müssen es schaffen“, sagte Röntgen energisch, „hier, in Bacharach und an der Lorelei sind die schwierigsten Stellen. Da muß der 'Seeländer' zeigen, was er kann. Unser

Dampfschiff muß den Rhein bezwingen, hören Sie, Urban, wissen Sie, was das bedeutet?"

Sie waren beide aufgestanden. Röntgens Augen leuchteten. Urban blickte ihn fest an. Sie gaben sich die Hand. „Der ‘Seeländer’ schafft es", sagte Urban überzeugt.

„In Gottes Namen", antwortete Röntgen.

EIN WICHTIGES EREIGNIS



Hermanns Abreise rückte näher. Aber noch schwammen Herr Röntgen und Herr Urban auf der 'Hoffnung'. Mutter Luise hatte die Koffer schon gepackt. Ihr tat das Herz weh bei dem Gedanken an den Abschied. Sie ließ Babette die Gäste bedienen und die Arbeit in der Küche allein tun, um für den Jungen Zeit zu haben. Wer weiß, wann ich ihn wiedersehe, dachte Mutter Luise. Nun ist die Kindheit für ihn zu Ende. Bisher habe ich ihn behüten können. Jetzt beginnt eine neue Zeit für ihn und für uns alle. Der Vater aber lachte sie aus:

„Er kann dir doch nicht immer am Schürzenzipfel hängen. Einmal muß er die Nase in die Welt stecken, wenn er ein Mann werden soll.“

Die Nachricht von Hermanns Reise nach Rotterdam hatte alle anderen Ereignisse im 'Goldenen Anker' beiseite geschoben. Gewiß, Daniels Schnurrbart war noch nicht nachgewachsen, und der Fuchs war nicht zurückgekehrt. Trotzdem war Daniel wieder freundlich wie früher. Philipp konnte sich das nicht erklären. Doch ließ er es sich gern gefallen. Von morgens bis abends arbeiteten sie fröhlich zusammen im Stall. Auch Hermann und Hanna kamen oft. Sie wollten alle vier die letzten Tage so häufig wie möglich zusammen sein.

Ein wichtiges Ereignis stand bevor. Hermann freute sich, daß er es noch miterleben konnte. Es war später Abend. Über dem Rhein schimmerten der Mond und die Sterne. Der Himmel glänzte tiefblau. Ein paar Lämmerwolken segelten silbern durch die Nacht.

Im Haus waren schon fast alle Fenster dunkel. Nur hinten im Hof leuchtete noch Licht. Es kam aus der Stalltür. Unter den Raufen standen die Pferde, eins vom andern durch

Holzstangen getrennt. Die Laterne hing mitten in der Gasse an einem Pfosten. In ihrem gelben Schein saß Daniel auf seinem Stuhl, und neben ihm hockten Hermann, Hanna und Philipp auf Strohbindeln. Gemütlich schmauchte der Schnürres seine Pfeife.

Gerade hatte er angefangen zu erzählen: „Als ich mit Napoleon in Rußland war, vor einem Dutzend Jahren, mitten in Eis und Schnee . . .“, da kam der Ankerwirt herein.

„Na, was findet denn hier für eine Versammlung statt?“ fragte er. „Wie steht es mit der Flora? Ihr könnt es wohl nicht erwarten, wie?“

Alle vier standen auf und traten mit ihm an den Verschlag, in dem die dicke Flora untergebracht war. Langsam wandte das Pferd den Kopf. Der Ankerwirt streichelte ihm sanft die Flanken und redete ihm gut zu.

„Brauchst keine Angst zu haben, Flora. Der Schnürres ist ja bei dir. Der weckt mich sofort. Dann komme ich. Du wirst bestimmt ein braves Mutterpferd.“

Daniel schob die Pfeife von einem Mundwinkel in den andern, legte der Stute die Hand beruhigend auf den Kopf und flüsterte: „Ja, Florachen, ich bleib bei dir.“

„Schön, daß ihr noch zusammengesessen habt“, sagte der Vater, „aber für dich, Hanna, ist es nun Zeit, daß du ins Bett marschierst.“

„Laß mich doch noch ein wenig hier“, bettelte das Mädchen, „bald geht der Hermann weg. Daniel hat auch grad erst angefangen zu erzählen. Ich möchte das doch so gerne hören.“

„Laß das Kind noch ein halbes Stündchen hier, Ankerwirt. Ich schicke es dann gleich ins Haus“, bat auch Daniel.

Der Vater willigte ein. Hermann und Philipp saßen schon wieder auf dem Stroh, Hanna hockte sich zwischen sie.

„Und jetzt von Napoleon!“

„Ja, da war es kalt in Rußland, kann ich euch sagen. Da hingen die Eiszapfen fingerlang an meinem Schnurrbart. Wenn ich den Kopf ein bißchen schüttelte, dann läuteten sie wie Glocken. Eines Abends fanden wir gerade noch eine halbzerschossene Hütte, wo wir übernachten konnten. Die Pferde mußten im Freien bleiben. Die Wölfe heulten. Die hatten nichts zu fressen und rochen unsere Tiere. Einer von uns mußte ständig auf Posten stehen. Den ganzen Tag waren wir marschiert, immer durch Schnee und Eis und mitten durch den Wald. Vor der Hütte hatten wir ein Feuer angemacht, um die Bestien zu verscheuchen. Weil sie aber so unverschämt hungrig waren, störte sie das gar nicht viel. Ich war so müde. Das Gewehr unterm Arm stapfte ich um die Pferde herum. Die drängten sich eng aneinander und waren halb eingeschneit. Sie waren auch müde und hungrig, aber sie konnten es ja nicht sagen. Manchmal auf dem Marsch fiel eines einfach um, streckte die Beine von sich, guckte uns traurig an und war tot. Kinder, ich kann euch sagen, wer das einmal gesehen hat, vergißt es nie.

Unser Fuchs ist uns gestohlen worden. Schlimm genug. Aber immerhin. Wenn der Halunke ihn wenigstens gut behandelt, will ich ihm das anrechnen.”

„Wann denn?” fragte Hermann treuherzig.

„Sobald ich ihn habe. Und den kriege ich! Da verlaß dich drauf.”

„Und dann in der Nacht in Rußland”, drängte Hanna, „kamen da Wölfe?”

„Langsam. Alles der Reihe nach. Die Wölfe kamen, Hanna. Den ersten konnte ich mir genau ansehen. Ein richtiges Scheusal war das, schmal und mager. Die Augen glühten ihm grün im Kopf. Ich stand ein Stück vom Feuer weg und paßte auf. Langsam kniete ich

mich hin. Als er heran war, drückte ich los. Peng machte das Gewehr, und der Wolf kippte um. So, dachte ich, das ist



jetzt schon mal einer weniger. Dann schoß ich den zweiten und den dritten. Ich dachte: ihr russischen Wölfe, wenn ihr meint, ihr könntet einem rheinischen Reitersmann ungestraft die Pferde wegfressen, dann seid ihr schief gewickelt.

Auf einmal aber, als ich laden wollte, hatte ich keine Kugel mehr. Was soll ich euch sagen? Es sah richtig aus, als ob der graue Hund mich auslachte.

Da riß ich einen brennenden Ast heraus und schlug dem Biest das Feuer um die Nase. Na, dachte ich, das kann ja heiter werden. Ich wollte schon Alarm rufen, damit mir die andern zu Hilfe kämen. In diesem Augenblick klopfte mir einer auf die Schulter. Er hatte einen breiten Hut auf und den Mantelkragen hochgeschlagen."

„Wer war denn das? Wollte der dich ablösen?“

„Haha“, lachte der Alte, „das hätte der nicht nötig gehabt. Wißt ihr, wer das war? Das war der Kaiser Napoleon. Er hat zu mir gesagt: Daniel, ich habe gesehen, wie du die Wölfe abgewehrt hast. Solche Leute kann ich brauchen, das war brav, hat er gesagt.“

Alle drei sahen voller Bewunderung auf Daniel. Er saß auf seinem niedrigen Stuhl, hatte die Beine angezogen und blickte auf die gegenüberliegende Wand, als könne er durch

sie hindurch bis nach Rußland gucken. Seine grauen Augen glitzerten.

„Das höre ich noch heute, wie er mit seiner tiefen Stimme gesagt hat: Das war brav, Daniel. Ein Reitersmann muß mit seinem Leben für sein Pferd eintreten. Er hat mir das Gewehr aus der Hand genommen, hat ein paar Kugeln aus der Tasche gezogen und befohlen: Geh rein und schlaf dich aus, ich löse dich auf eine Stunde ab.“

Von draußen rief jetzt Mutter Luise über den Hof: „Hanna, komm, es ist Zeit für dich.“

Daniel stand auf.

„Los, Hanna, kleine Mädchen müssen ins Bett. Ich bringe dich rüber.“

Hanna wollte nicht recht. Weil der Schnürres sie aber so energisch ansah und bei der Hand faßte, ging sie doch mit.

„Versprich mir, daß du mich sofort holst, wenn das Fohlen da ist.“

„Das verspreche ich dir.“

Langsam ging der Alte wieder zum Stall zurück. „Ja“, sagte er zu den beiden Jungen, „damals in Rußland habe ich gedacht, ich käme wohl nie mehr an den Rhein. Nachts habe ich von den blühenden Kirschbäumen geträumt, von den Weinbergen, von der Marksburg, von den Schiffen, unserem Leinpfad und von den guten Ställen bei uns. Manchmal habe ich geheult vor Heimweh, als es immer weiter nach Osten ging. Wenn die Pferde nicht dabei gewesen wären, hätte ich es bestimmt nicht ausgehalten.“

Bei dem Wort Heimweh hatte er auffällig nach Hermann geblickt.

Aber der fragte nur: „Warum legt sich denn die gelbe Emma nicht hin? Der Braune und die Flora stehen auch noch.“

„Junge, Junge“, tadelte Schnürres, „man soll es nicht für möglich halten, daß du neben einem Pferdestall

großgeworden bist. Sag es ihm, Stupsnas!”

„Die alten Pferde schlafen alle im Stehen. Nur die jüngeren legen sich hin, die alten sind nicht mehr gelenkig genug.”

„Stupsnas”, spottete Daniel, „wie kann der dein Freund sein, wenn er gar keine Ahnung von Pferden hat?”

„Oh”, wehrte Philipp energisch ab, „der Hermann braucht keinen Pferdeverstand, weil er soviel von Maschinen versteht.”

„Von Maschinen, Hermännchen? Ich weiß, ich weiß. Das sind die Dinger, die schneller arbeiten, als wir denken, und die stärker sind als ein paar Pferde zusammen. Junge, Junge, wenn das nur gut geht!”

Daniel trat zu Flora und streichelte ihr den Kopf.

„Mit einem Pferd kannst du sprechen wie mit deinem besten Freund. Die Flora versteht alles, was ich sage. Und wie ist es mit deiner Dampfmaschine? Wenn du nicht auf das Feuer aufpaßt, springt sie in die Luft und reißt dich auseinander. Ist es nicht so?”

Die Flora rieb den Kopf an Daniels Schulter, er kraulte sie zwischen den Ohren.

„Was haben die gemeint?” fuhr er fort, „Dampfschiffe auf dem Rhein? Junge, Junge, das wird eine neue Welt. Ich halte mich draus. Wie es kommt, so kommt es.”

Eine Weile schwiegen alle drei. Hermann sah nachdenklich vor sich hin.

„Woher weiß denn solch ein Fohlen, wenn es noch ganz klein ist, was es tun soll?”

„Hm”, sagte der Alte, indem er sich zu den Jungen zurückwandte, „es macht die Augen auf und guckt. Und was sieht es da? Alles, was es braucht, seine Mutter, den Stall und mich.”

„Und mich”, schloß Philipp eilig an.

„Und mich doch auch”, meinte Hermann.

„Dich vielleicht auch“, spottete Daniel. „Aber dich hat es nicht nötig, du sorgst ja nicht für Pferde.“

„Kann es denn gleich stehen?“ ·

„Es kann gleich stehen und sehen und hören und Milch trinken. Mehr braucht es am Anfang nicht. Alles andere lernt es von seiner Mutter.“

„Wie kommt es denn, daß es das alles schon kann?“

Der Schnürres guckte von einem Jungen zum andern und zuckte die Achseln.

„Das kommt so, weil das so kommt. Bei einer Maschine wissen die Menschen bestimmt ganz genau, wie alles zusammenhängt. Sie können sie auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, Hermann. Ein Fohlen wird uns fertig geschenkt. Das wächst dann einfach, wie es muß.“

Von der Kirchturmuhur im Dorf schlug es zwölfmal. Lange hallten die Schläge nach. Die drei traten an die Tür. Über dem Wohnhaus standen die Kronen der Kastanien schwarz gegen das Mondlicht.

„Mitternacht, Jungens, für heute ist es genug. Das Fohlen kommt diese Nacht nicht mehr. Es läßt sich Zeit bis morgen. Kriecht ins Bett, ihr beiden. Ich lege mich aufs Stroh und bleibe hier.“

„Wann soll ich dich denn ablösen, Daniel?“

„Wenn ich dich wecke, Stupsnas.“

Die beiden Jungen sprachen noch eine Weile auf dem Hof miteinander. Sie flüsterten, weil ihnen ihre Stimmen in der Stille so merkwürdig laut klangen. Dann gingen sie ins Haus.

Sie hatten noch kaum zwei Stunden geschlafen, da läutete die Schiffsglocke neben der Tür. Hanna war als erste im Stall. Alle liefen herbei, auch Mutter Luise.

„Es hat mir schon die Hand geleck“, sagte Hanna aufgeregt. „Guckt doch mal, wie es uns ansieht.“

Tatsächlich, neben der Flora stand auf steifen, langen Beinen ein Fohlen. Sein Fell war gelb. Die großen Augen glänzten dunkel. Das Stummelschwänzchen zitterte. Nein, wirklich, es war ein Wunder. Ein junges, neugeborenes Pferd, eben war es noch nicht auf der Welt gewesen, jetzt atmete es und drängte sich an seine Mutter. Alle freuten sich und wollten das Kleine liebkosen und streicheln. Alle sprachen durcheinander.

„Seid nicht so laut“, mahnte Daniel. „Ihr erschreckt ja das Kleine.“ Sie gehorchten ihm, blieben hübsch ruhig in der Stallgasse und konnten sich nicht sattsehen. Hermann stand neben seiner Mutter, sie hatte den Arm um ihn gelegt. Es war richtig feierlich. Babette schluchzte leise in ihr Taschentuch.

„Das nenne ich einen Pferdejugen, der schlafen geht, wenn ein Fohlen geboren wird“, sagte der Ankerwirt. Aber dabei lächelte er und strich Philipp übers Haar.

„Ich habe sie beide weggeschickt, ich dachte wirklich nicht, daß es heute nacht noch auf die Welt käme“, erklärte Daniel.

Philipp ließ die Ohren hängen. „Sei nicht verdrießlich, Jung, im ‘Goldenen Anker’ werden noch mehr Pferde geboren“, tröstete ihn der Ankerwirt. Und zu Daniel sagte er, indem er ihm die Hand gab: „Siehst du, jetzt haben wir schon Ersatz für den Fuchs!“

WO IST DER FUCHS MIT DEM WEISSEN STERN?



Wie schnell verflogen die Tage! Mutter Luise saß allein in Hermanns leerem Zimmer und guckte zum Fenster hinaus. Sie konnte den Schuppen sehen, in dem er gearbeitet hatte. Ihre Augen wanderten den Hang hinauf. Die Kirschbäume blühten im hellsten Weiß. Gestern war das Schiff mit Hermann, Herrn Röntgen und Herrn Urban abgefahren. Dort in der Ecke hatten die Koffer gestanden. Heute war Hermann gewiß schon in Köln, allein bei fremden Menschen in der großen Stadt.

Mutter Luise hatte recht. Als sich das Personenschiff Köln näherte, verschlug es Hermann den Atem. Ein Meer von Häusern, so schien es, breitete sich am Rheinufer aus. Steile Dächer ragten empor, spitze Giebel eng nebeneinander, so viele Kirchen, daß er sie zu zählen vergaß. Doch über all den Häusern und Dächern hob sich ein Gebäude hervor.

„Sieht der Dom nicht aus wie vom Sturm der Jahrhunderte verwüstet“, sagte Herr Röntgen. „Das kommt davon, daß er noch immer nicht fertig ist. Aber jetzt wollen sie ihn nach den alten Plänen endlich zu Ende bauen.“

„Noch höher?“ fragte Hermann.

„So hoch, daß man von der Spitze aus bis Rotterdam gucken kann“, sagte Urban.

Er verabschiedete sich am Hafen. Er wollte Verwandte besuchen. Röntgen hatte ihm Urlaub gegeben.

Röntgen ging mit Hermann durch die belebten Straßen. Sie waren auf dem Weg zum Rathaus.

„Die Kölner Handelsherren sind reich. Wir brauchen ihr Geld für die Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Röntgen wollte Hermann noch einiges mehr erklären. Doch er merkte, daß der Junge von dem bunten Durcheinander auf der Straße

ganz gefesselt war. Auf einem Marktplatz war das Gedränge am größten. Bauern standen da mit ihren Karren. Gemüsefrauen priesen laut ihre Waren an. In Gruppen unterhielten sich Halbleute, Pferdehändler und Schiffer. Elegante Damen hatten bunte seidene Sonnenschirme aufgespannt und waren von Herren begleitet, die glänzende graue Zylinder trugen. Hermann hielt sich eng an Herrn Röntgen. Dem war all der Betrieb nichts Neues. Er ging unbeirrt weiter. Auf einmal blieb der Junge stehen.

„Was hast du? Komm!“

Hermann guckte wie gebannt auf ein Pferd, einen Fuchs, der einen weißen Stern auf der Stirn hatte.

„Fuchs“, rief Hermann, „Fuchs!“

Einer von den beiden Männern, die zu dem Pferd gehörten, trat auf Herrn Röntgen zu und sagte anpreisend:

„Ein nettes Pferdchen, gelt? Könnt Ihr haben, Herr. Steht zum Verkauf. Ich lasse es Euch billig.“

„Ich will kein Pferd kaufen, ich brauche keinen Gaul“, wehrte Röntgen unwillig ab.

Hermann starrte immer noch mit aufgerissenen Augen das Tier an. Vergeblich suchte er sich zu besinnen, wie Daniels Fuchs ausgesehen hatte. Der Stern auf der Stirn fiel ihm ein. Wie viele Zacken hatte er gehabt? Er wußte es nicht genau. Aber die Größe stimmte und auch die Farbe der Mähne.

„Komm, Junge“, mahnte Herr Röntgen. „Ich dachte, du hättest keinen Blick für Gäule?“

„Aber das ist doch“, stammelte Hermann aufgeregt, „das ist doch unser Fuchs, den sie dem Daniel und dem Stupsnas geklaut haben. Im ‘Goldenen Anker’ habe ich dem Philipp noch um Mitternacht fest versprochen, daß ich aufpassen will, ob ich ihn sehe.“

„Was will der Jung?“

Herr Röntgen wurde aufmerksam. „Wem gehört das Pferd?“ fragte er barsch. Der Kölner ließ sich nicht

einschüchtern.

„Dreimal dürfen Sie raten, Herr“, antwortete er trocken.

„Gehört es Ihnen?“

„Genau richtig. Uns beiden. Meinen Sie, wir ständen sonst hier und täten es anbieten?“

„Ich frage, ob es Ihr Eigentum ist. Ich könnte es ja mal von der Polizei feststellen lassen.“

„Wir sind hier, um das Pferd zu verkaufen. Wenn Sie genug Geld bei sich haben, können Sie es mitnehmen. Wenn Sie es nicht wollen, dann lassen Sie uns gefälligst in Frieden.“

Der andere Mann, der ein gelbliches Gesicht hatte, kniff seine schwarzen Augen halb zu, hörte sich den Streit an, sagte kein Wort und trat unauffällig hinter das Pferd.

„Du irrst dich wahrscheinlich“, flüsterte Röntgen, dem es peinlich war, Aufsehen zu erregen. „Komm, wir müssen weiter.“

„Es ist unser Fuchs, ich glaube es ganz sicher.“

„Junge, das wäre ja ein merkwürdiger Zufall“, sagte Röntgen. Und da er merkte, daß Hermann noch an das Pferd dachte, als sie schon ein Stück weitemarschiert waren, fügte er hinzu: „Wir gehen einfach nachher noch einmal hin.“

Herrn Röntgens Gedanken waren schon bei der Besprechung, die ihn erwartete. Eilig setzten sie ihren Weg fort. Heumarkt hieß der Platz, auf dem sie das Pferd gesehen hatten. Er lag nicht weit vom Rhein entfernt und öffnete sich in den Altermarkt. Hermann prägte sich das Bild der Häuser ein. Er getraute sich, die Stelle wiederzufinden, wo die beiden mit dem Fuchs gestanden hatten. Sie bogen in die Budengasse und kamen auf den Rathausplatz.

„Warte dort in der Halle auf mich“, schärfte Herr Röntgen Hermann ein, als er die Stufen zum Eingang hinaufschritt.

Hermann nickte und warf einen Blick zu dem fünfstöckigen Rathausturm hinauf, der spitz wie eine Nadel zulief. Überall waren Erker und Türmchen vorgebaut.

Hermann ging eine Weile auf der Straße hin und her. Ich will nicht ganz so neugierig gucken, dachte er, es braucht mir nicht jeder anzumerken, daß ich ein Fremder bin, der zum erstenmal in seinem Leben eine große Stadt sieht. Langsam trat er in die steinerne Säulenlaube und wartete in der Vorhalle, wie Röntgen angeordnet hatte. Während er auf der kühlen Bank saß, fiel ihm ein: Der Fuchs auf dem Heumarkt hatte zwar einen weißen Stern auf der Stirn gehabt, aber keine weißen Strümpfe an den Füßen. Nein, die Haare über den Hufen waren braun gewesen. Daran konnte er sich deutlich erinnern. Irgend etwas an dem Tier war ihm bekannt vorgekommen. Und sahen die Männer nicht verdächtig aus?

„Wenn Stupsnas bei uns gewesen wäre, der hätte es genau gewußt, aber ich bin mir nicht sicher“, sagte Hermann zu sich selbst.

Herr Röntgen dachte nicht mehr an den Fuchs. Er war ganz erfüllt von der Besprechung.

„Merke dir diesen Tag, Junge“, rief er Hermann fröhlich zu. „Heute ist der 15. April 1824. Die Kölner sind einverstanden. Es wird was aus unserem Plan. Natürlich bleiben noch tausend Schwierigkeiten. Aber wir werden mit ihnen fertig werden.“

Aber wo war der Fuchs mit dem weißen Stern geblieben? Wenn Philipp auf dem Markt in Köln gewesen wäre, der hätte nur einmal zu rufen brauchen. Dann hätte derselbe Fuchs den Kopf gehoben, hätte gewiehert und gescharrt, als ob er ausdrücken wollte: Ja, ich bin es, du kennst mich doch, kommst du endlich, mich zu holen? Ich habe es zwar nicht schlecht gehabt in der letzten Zeit, aber ich möchte lieber zu euch zurück. Ich möchte zum Braunen und zum Schimmel, zur Flora und zur gelben Emma, ich möchte mit euch wieder über den Leinpfad ziehen und in meinen gewohnten Stall zurück. Wenn du mich jetzt mitnimmst, dann ist alles in Ordnung. Einen Fuchs mit einem fünfzackigen Stern, gibt es

den denn noch einmal? Stupsnas, läßt du dich vielleicht von braunen Strümpfen täuschen?

Es war tatsächlich der Fuchs. Während Herr Röntgen und Hermann im Rathaus waren, wurde er verkauft. Selbst Philipp hätte ihn nicht blanker putzen und besser füttern können. Und selbst der Schnürres hätte das zugeben müssen. Als Leinenpferd für den Schiffszug war der Fuchs eigentlich zu schade gewesen. Der Mann mit dem gelben Gesicht hatte sich damals wirklich das beste und schnellste Pferd gegriffen. Er hatte es den Rhein hinuntergeritten, weil er wußte, daß in Köln und am Niederrhein Pferde gesucht waren. Er hatte sich nicht verrechnet.

Bloß der dumme Junge mit dem holländischen Herrn hätte beinah alles verdorben. Das hätte leicht schiefgehen können. Zum Glück hatte der Holländer nichts auf das Gerede gegeben und hatte nicht die Polizei gerufen.

Zufrieden tauchten die beiden Roßtäuscher im Gedränge des Marktes unter. Das Geld klimperte ihnen in der Tasche. Jetzt konnten sie wieder eine Zeit sorglos leben.

Der Fuchs aber folgte willig seinem neuen Besitzer. Er kam in einen guten Stall. Eine Kutsche mußte er ziehen. Das tat er gern.

Daniel und Philipp dachten noch oft an ihn, sie gaben die Hoffnung nicht auf, ihren Fuchs mit dem weißen Stern und den weißen Strümpfen eines Tages wiederzufinden.

HERMANN, DER SCHIFFSJUNGE



Eine Reise nach Rotterdam, das war wirklich keine Kleinigkeit! Als die Türme von Köln hinter der Flußbiegung verschwanden, war es Hermann, als habe er nun erst endgültig vom 'Goldenen Anker' Abschied genommen. Es war ein niederländisches Segelschiff, auf dem sie reisten, ein Eilschiff. Nur an den Zollstationen legte es für kurze Zeit an. Es hieß 'Erasmus' und war größer und schwerer als die Schiffe, die Hermann auf dem Mittelrhein gewöhnlich gesehen hatte.

Als erstes fiel Hermann auf, daß die niederländischen Schiffer Holzschuhe trugen, die sie 'Klompen' nannten. Zu Herrn Röntgen sagten sie 'Mijnheer'. Sonst war eigentlich kein Unterschied zwischen den Holländern an Bord und den Schiffern aus Mainz, Salzig oder Braubach.

Für Hermann fing mit der Abfahrt von Köln ein anderes Leben an. Röntgen ließ ihn zu sich kommen und sagte:

„Du willst also bei uns auf der Schiffsbauwerft mitarbeiten. Heute beginnt deine Lehrzeit. Du mußt einiges nachholen, Hermann. Eine Lehrzeit ist nur gut, wenn sie hart ist. Als Schiffsjunge bist du eigentlich schon etwas alt. Aber wie willst du Schiffe bauen, wenn du nichts von der Schifffahrt verstehst? Du mußt in vier Wochen soviel lernen wie andere in zwei Jahren. Willst du das?“

Hermann nickte schüchtern. Röntgen sprach in ganz anderem Ton als bisher. Seine Stimme war hart, als wolle sie ausdrücken: die Zeit des Faulenzens ist vorbei, jetzt wird gearbeitet!

„Steuermann Urban wird dich über Tag in die Lehre nehmen. Und abends kommst du zu mir. Ist das klar?“

Hermann wußte nicht genau, was er sich unter der Lehrzeit bei Herrn Röntgen vorzustellen hatte. Er verstand

auch nicht, warum Röntgen plötzlich so streng zu ihm sprach.

Einen Augenblick stieg es wie Trotz in ihm auf. Doch er biß die Zähne zusammen. Er dachte an den Vater, der nicht viel von dem Maschinenkram hielt. Er sah das besorgte Gesicht seiner Mutter vor sich.

„Ja“, sagte er deshalb fest, „mir soll keine Arbeit zu schwer sein.“

„Also gut. Los, Urban, nehmen Sie ihn jetzt mal vor.“

Kurz darauf hatte Hermann schon Holzschuhe an und sah nicht anders aus als die Schiffsjungen, die vorne auf Deck Kartoffeln schälten. Ein Unterschied war noch zwischen ihnen. Hermanns Gesicht war noch blaß und seine Finger noch sauber. Doch dieser Unterschied war nach kurzer Zeit verschwunden. Der eine Schiffsjunge hieß Piet, der andere Hein. Sie hatten sofort verstanden, daß hier einer kam, der mithelfen sollte. Piet lächelte und teilte kurzerhand die Kartoffeln in drei gleiche Haufen. Er schob dem Neuen ein Schälmesser hin und war selbst schon wieder bei der Arbeit. Aha! Es sollte um die Wette gehn. Wie anders hatte sich Hermann die Reise nach Rotterdam vorgestellt. Mit ungeschickten Fingern setzte er das Messer an und begann zu schnibbeln. Und bekam gleich von Urban den ersten Anpiff: „Schälen, schälen, hauchdünn. Meinst du vielleicht, wir wollten mit den halben Kartoffeln die Fische füttern?“

So sehr sich der Neue auch anstrengte, der Berg vor ihm war noch kaum kleiner geworden, als die beiden andern bereits die letzte Kartoffel in die Schüssel plumpsen ließen.

Der Wind frischte auf. Der 'Erasmus' trieb flott dahin. Anscheinend ein wenig zu flott. Urban befahl: „An den Fockmast, los!“ Hermann starrte ihm verständnislos ins Gesicht. Die beiden andern liefen schon mit ihren Holzschuhen klappernd über Deck.

„So!“, brüllte Urban ironisch. „Der Kerl will Schiffbauer werden und weiß nicht einmal, wie die Masten heißen. Dampfmaschinen, Junge, das kommt später! Die Grundlage ist das Segelschiff. He, noch nie gehört, was? Wir sind zwar hier nicht auf See. Aber meinst du, die Rheinschiffahrt wäre so einfach? Merk dir das: Fockmast ist vorne, der Großmast in der Mitte, der Besanmast hinten. Wenn du das nicht behältst, bleibst du ewig eine Landratte.“

Es herrschte ein rauher Ton auf dem Schiff. Hermann merkte es. Als Piet, mit dem Urban vorher geflüstert hatte, angeblich die Rahe nicht lösen konnte, weil sie klemmte, mußte Hermann hinauf. Die Klumpen blieben an Deck stehen. Hermann griff ins Tauwerk. Je höher er kam, desto schwerer wurde es ihm. Es war ja nicht einmal eine richtige Leiter, nur ein paar knapp verbundene Stricke, die bedenklich hin und her schwankten. Die Hände schmerzten, die Knie zitterten ihm. Doch er gab nicht auf. Urban sah ihm aufmerksam von unten zu. Und auch Röntgen beobachtete die Kletterei. Endlich hatte Hermann den oberen Rand des Segels erreicht.

Die Leine, die er entwirren sollte, war merkwürdig eingeklemmt. Das konnte nicht der Wind getan haben. Wenn ich sie mit beiden Fäusten fassen könnte, dachte Hermann. Aber er war so ausgepumpt, daß er nicht einmal eine Hand vom Mast loslassen konnte. Das Schiff legte sich etwas auf die Seite. Als er hinunterblickte, sah er nichts als graues Rheinwasser. Sofort klammerte er sich noch fester an. Der Wind strich ihm kühl über die heiße Stirn. Ich muß das Seil loskriegen, ich will mich nicht blamieren! Er schmiegte sich so eng wie möglich an den Mast, schob den rechten Arm unter die Querstange, die Urban die Rahe genannt hatte. Stück um Stück löste er mit den Zähnen die eingeklemmte Windung.

Keuchend kam er wieder unten an und schlüpfte in die Holzschuhe. Urban sagte kein Wort.

Aber als auch die beiden anderen ihn eine Weile untätig anstarrten, als warteten sie auf eine neue Überraschung, fuhr Urban sie alle drei an:

„Habt ihr schon mal was von Sauberkeit gehört? Sind die Kartoffelschalen vielleicht weggeräumt, he? Meint ihr, ich müßte jeden extra dazu einladen?“

So fand sich Hermann nach wenigen Minuten mit einem Schrubber in der Hand wieder auf dem Vorderschiff. Piet schwenkte einen Eimer, der an eine Leine gebunden war, ins Wasser und wippte ihn mit einem Ruck hoch. Die beiden andern schrubbten.

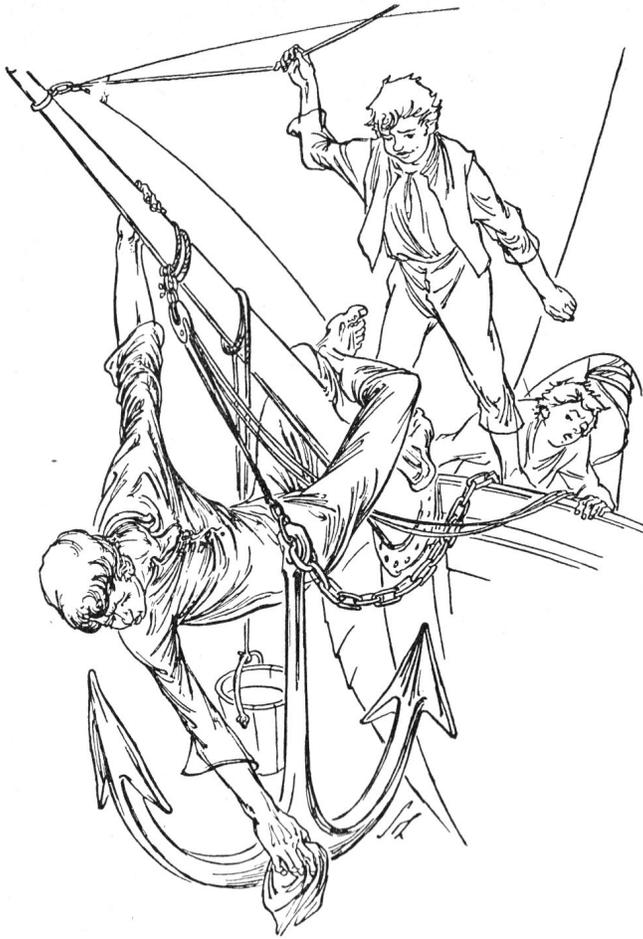
„Kurz die Pause, lang der Strich“, bemerkte Urban erläuternd. Nach einer Weile ließ er Hermann das Wasser schöpfen. „Sag bloß nicht ‘Eimer’. Das Ding heißt an Bord ‚Pütz‘ und nicht anders.“

Also schwenkte der Neue die ‚Pütz‘ und goß den beiden das Wasser zu. Die Sonne schien warm und trocknete die Planken gleich wieder.

„Ha“, rief Urban, „da fällt mir was ein.“ Er zwinkerte den beiden zu. „Ist denn heute überhaupt schon der Anker gewaschen worden?“ Piet und Hein senkten die Köpfe, anscheinend schuldbewußt. „Das dachte ich mir doch, da wirts aber Zeit. Los, ran, das übernimmt der Neue mal.“

Der Anker baumelte unter dem hölzernen Balken, der über das Schiff nach vorne in die freie Luft vorstieß und in der Schiffersprache, wie Hermann schon wußte, ‚Bugsprit‘ genannt wurde. Hermann trocknete sich die Hände an den Hosenbeinen ab und kletterte vor. Die beiden andern hinter ihm feixten, als er so eifrig auf dem Bauch vorankroch und sich langsam nach unten drehte. Piet reichte ihm bereitwillig den nassen Scheuerlappen. Hermann begann den schweren eisernen Zweiarm zu reiben und zu polieren, als sei es der goldene Anker neben seines Vaters Haustür. Mit den Beinen und mit der linken Hand umklammerte er den Bugsprit, die

rechte Hand fuhr unentwegt hin und her. Wie ein Äffchen am Ast schaukelte er unter dem dicken Holzstamm.



„So ist's recht!“ Zum erstenmal lobte Urban ihn. „Immer feste, eine Hand für den Mann, eine Hand fürs Schiff, anders darf es nicht sein.“

Der Junge nahm das Lob ernst. Er hing nahe über dem Wasser. Er verdoppelte seinen Eifer. Trotzdem hatte er noch Zeit, seinen eigenen Schatten zu sehen, der grau und ungenau auf den Wellen neben ihm herlief. Endlich war es Urban genug. „Raufkommen“, befahl er und lachte

verschmitzt, als der Neue mit heißem Gesicht vor ihm stand.

„Die Abkühlung hat dem Anker bei der Hitze bestimmt gut getan, was? Du hältst es doch auch für wichtig, daß ein Anker jeden Tag gut gewaschen wird?“

Langsam begriff Hermann. Er schämte sich und wurde knallrot. „Ja, so ein Schiffsjunge muß viel lernen. Sogar, was er nicht zu tun braucht. Schadet nichts. Mir haben sie früher sogar weisgemacht, ich müßte den Anker einfetten, damit er schneller durchs Wasser rutscht.“

Da stimmte auch Hermann in das vergnügte Lachen der anderen ein.

Als sie vor Düsseldorf waren, kam ihnen am Ufer ein großes Lastschiff entgegen. So viele Pferde hatte Hermann noch nicht vor einem Boot gesehen.

Urban rief ihn zu sich. „Guck dir den Betrieb an, Jung. Guck, wie die schwitzen und mit den Peitschen auf die Gäule hauen.“

Hermann zählte. Es waren sechzehn Pferde, lauter schwere Tiere, die paarweise in den Geschirren gingen. Das Schreien und Schimpfen der Halfleute war bis zum ‘Erasmus’ zu hören. „Und da sag einer, das sei keine Tierquälerei“

„Und kann ein Dampfschiff solch ein schweres Lastschiff schleppen?“

„Bestimmt noch einiges mehr, verlaß dich drauf. Das heißt, wenn Leute an Bord sind, die was von ihrem Handwerk verstehen, die was gelernt haben. Los, ran!“

Am Abend hatte Hermann Blasen in den Händen. Die Füße hatte er sich in den ungewohnten Klompen wundgescheuert. Alle Glieder schmerzten ihm. Röntgen schien nichts davon zu merken. Er saß straff vor einer seiner Reisekisten und ließ Hermann neben sich Platz nehmen. Mehrere Karten und Zeichnungen lagen vor ihm.

„Sieh dir hier den Rheinlauf an“, sagte er munter, „damit du weißt, wohin wir fahren. Hier, hinter Emmerich teilt sich das Wasser. Der Rhein verliert seinen Namen. Der nördliche Arm heißt Lek, der südliche Waal. Wir bleiben mit dem ‘Erasmus’ auf dem Waal, weil der Lek halb versandet ist. Wo liegt Rotterdam?“

Zwei Stunden etwa ging das so weiter. Hermann vergaß die brennenden Hände und die schmerzenden Füße, seine Augen leuchteten. Röntgen ging mit ihm an Deck. Es begann zu dämmern. Noch schwamm die Sonne feuerrot auf dem Horizont. Das Land dehnte sich weit. Die Ufer waren flach, der Abendwind wehte kühl, das Wasser glänzte fast schwarz. Die Segel, die sich braun blähten, kamen Hermann noch

höher vor als am Morgen. Lautlos glitt der 'Erasmus' dahin. Am linken Ufer tauchte ein Dorf auf.

Wenige Häuser nur. Unter den Dächern blinkten matt erleuchtete Fenster.

„Das ist Essenberg“, sagte Röntgen. „Und von rechts fließt gleich die Ruhr in den Rhein. Dort graben sie jetzt wieder nach Kohle. Diesmal scheinen sie große Funde zu machen. Ruhrort hat schon einen guten Anlegeplatz. Bald werden sie wohl neue Häfen bauen müssen. Ich glaube, daß hier die Dampfschiffahrt einen wichtigen Stützpunkt haben wird.“

Langsam schwamm das Schiff weiter durch die bläuliche Dämmerung. Urban trat zu ihnen.

„Ist es nicht wunderbar“, sagte er, „wie wir durch die Nacht gleiten? Sie hat auch ihren Reiz, die Segelschiffahrt. Sieht es nicht aus, als seien wir auf dem Meer? Das ist der Zauber, der mich schon als Junge ergriffen hat.“

„Und mich hat ein anderer Zauber gepackt“, antwortete Röntgen. „Von der Strömung sind wir abhängig, vom Wind oder von den Pferden. Das bin ich leid. Ein Schiff muß selbst fahren können. Es muß seine Kraft in sich tragen. Es muß gegen den Strom ebenso gut vorwärtskommen wie mit ihm. Ich habe keine Ruhe. Ich meine, ich müßte das Schiff vorwärtstreiben, damit ich rascher nach Rotterdam komme. Deshalb fährt der Schiffer auch diese Nacht durch. Wir werden Vollmond haben. Ich bleibe noch ein wenig an Deck. Aber wenn ihr wollt, könnt ihr schlafen gehen.“

IN ROTTERDAM



Als der 'Erasmus' in Rotterdam anlegte, war aus Hermann natürlich noch kein ausgelernter Schiffsjunge geworden. Dafür war die Zeit zu kurz. Immerhin hatte er gesehen, was alles auf solch einem Schiff zu tun war. An die Klompen hatte er sich auch allmählich gewöhnt. Sein Gesicht war braungebrannt, und die Hände hatten Schwielen angesetzt. Das war wichtig. Tagsüber arbeitete er mit Hammer und Feile am Schraubstock oder auf der Werft. Unter der Werft hatte er sich eine Halle vorgestellt. Aber sie war ein weiträumiger Bauplatz, auf dem der 'Seeländer' zusammengesetzt wurde. Zu Anfang schien es Hermann, als ob aus so vielen Teilen nie ein ganzes Schiff entstehen könne. Das war ja ein einziges Durcheinander! Keiner schien darauf zu achten, was der andere tat. Doch Röntgen ging ruhig zwischen den Gruppen hin und her. Mal war er bei den Zimmerleuten, mal bei den Schmieden. Immer trug er den Zollstock in der Hand und maß nach, ob die Holzbalken oder die eisernen Stützen die richtige Länge hatten. Er war nie aufgeregt. Die Hämmer krachten, die Sägen knirschten, die Feilen schabten. Erst allmählich ging es Hermann auf, wie alle Hand in Hand arbeiteten.

Bei Mister Cockerill in der Maschinenwerkstatt sah es nicht viel anders aus. Große Mengen von Zahnrädern und Stangen, Kolben und Schrauben lagen auf den Arbeitstischen.

Am meisten Krach aber gab es in der Kesselschmiede. Da sausten die Hämmer auf die Niete, da dröhnte die Halle von fortwährendem Donner. Das Getöse verfolgte Hermann bis in den Schlaf.

Abends, wenn er mit Mijnheer Röntgen und Mister Cockerill im Büro saß und auf die Zeichnungen blickte, dann

erkannte er, wie all die einzelnen Teile zu einem großen Ganzen gehörten. Und dieses große Ganze würde 'Seeländer' heißen und als stolzes Räderboot den Rhein hinauffahren. Hermann hatte keinen Zweifel am Gelingen. Nach einigen Wochen schon wuchs der Rumpf des Schiffes draußen auf dem Platz. Das Gerippe war deutlich zu erkennen. Der Boden war fertig. Stück um Stück entstand. Mister Cockerill ließ schon die Stützen einschrauben, auf denen die Maschine ruhen sollte.

An einem Sonntag nahm Röntgen Hermann zum erstenmal mit in die Stadt. Die sah nun freilich ganz anders aus als Köln. Die Werft lag auf der Insel Feyenoord. Sie mußten über die Maas setzen und kamen an den großen Seeschiffen vorbei. Nun betrachtete Hermann schon mit größerem Verständnis die vielen riesigen Masten. Der 'Erasmus' war im Vergleich mit den Hochseeschiffen nur eine Nußschale gewesen.

Rotterdam hatte zwar keinen Dom wie Köln, aber es war kreuz und quer von Kanälen durchzogen. Fast jede Straße führte auf eine Brücke.

Sie kamen auf einen kleinen Platz. Er war still und leer. In der Mitte stand ein Denkmal. Ein Mann aus grünem Metall hielt ein aufgeschlagenes Buch in der Hand. Röntgen zeigte auf die Inschrift. „Erasmus“, las Hermann. „Heißt das Schiff nach dem Mann?“

„Ja“, sagte Röntgen. „Erasmus von Rotterdam heißt er. Er ist der berühmteste Niederländer. Deshalb habe ich dich zu ihm geführt. Das Denkmal haben ihm die Rotterdamer im Jahre 1622 errichtet, damit er nicht vergessen wird. Weißt du, warum ich den Erasmus gern habe? Weil er in Rotterdam geboren und in Basel gestorben ist. Zwischen Rotterdam und Basel erstreckt sich der Rhein. Erasmus wollte den Menschen mit Büchern helfen. Und ich will ihnen mit meinem 'Seeländer' helfen. Die Pferdeschiffahrt ist die alte Zeit. Mit dem Dampfschiff fängt eine neue Zeit an.“

Von einem dicken Turm, der aus Backsteinen gebaut war, tönte ein Glockenspiel. Fröhlich klang die Melodie über den stillen Platz.

Schon früher hatte Röntgen mehrmals von der alten und von der neuen Zeit gesprochen.

Langsam fing Hermann an zu begreifen, was er damit meinte. Schnürres und Stupsnas gehörten dann wohl zu der alten Zeit und er selbst zu der neuen.

Am Abend setzte er sich hin und schrieb einen Brief nach Hause:

„Liebe Eltern, liebe Hanna, liebe Babette, lieber Schnürres, lieber Stupsnas!

Ihr müßt nicht denken, daß ich einen von Euch vergessen habe. Am 15. April habe ich in Köln beinahe unseren Fuchs gesehen. Er war es aber nicht. Er hatte keine weißen Strümpfe an.

Der Rhein heißt hier Maas. Es ist zwar dasselbe Wasser, das bei Euch vorbeifließt. Doch es ist schon mit dem Meer gemischt und benimmt sich ganz anders. Es steigt und fällt, das nennt man Ebbe und Flut. Der Unterschied beträgt hier meistens zwei Meter.

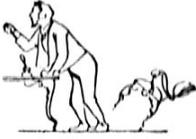
Jetzt weiß ich auch, wie eine große Dampfmaschine aussieht. Die ist so schön und stark, daß ich sie Euch gar nicht beschreiben kann. Ich werde sie Euch aber zeigen. Denn wir kommen am ‘Goldenen Anker’ vorbei. Geht es Euch noch gut? Ich denke oft an Euch alle. Die Umgebung ist hier ganz anders als bei uns. Das Land ist so flach wie ein Pfannekuchen. Am komischsten sind hier die Windmühlen. Die sind dick und rund und haben einen Kopf wie eine Zwiebel. Die Flügel sehen aus wie zwei große gekreuzte Kämmen. Es gibt hier viel mehr Wind als bei uns. Aber auch mehr Wasser. Es fließt immer zwischen zwei Dämmen, damit es nicht die Wiesen überschwemmt.

Für Hanna bringe ich ein Paar geschnitzte Holzschuhe mit. Die sind hellbraun lackiert und obenauf sind zwei rote Tulpen gemalt. Das sieht fein aus.

Unser 'Seeländer' ist nun schon bald fertig. Mehr als 200 Mann arbeiten auf der Werft. Ich bin fleißig, aber ich muß noch viel lernen. Ich möchte einmal so werden wie Herr Röntgen. Er ist so klug. Er weiß über alles Bescheid.

Viele Grüße an Euch alle,
Euer Hermann."

PALM SCHLÄGT AUF DEN TISCH



Was hatte Egidius Palm an dem Morgen gesagt, an dem der Fuchs gestohlen wurde? „Ich schlage in Mainz auf den Tisch, daß die ganze Bude wackelt!“ hatte er gesagt. Und das hatte er auch getan. Doch der Vorsteher der Schiffergilde, auf den er so zornig eingeredet hatte, regte sich gar nicht auf. Alle Wut Egidius Palms war an ihm abgeglitten wie an einem Eisblock, so daß Egidius am Schluß des Gesprächs verstört aus dem Büro hinausgegangen war und den Kopf geschüttelt hatte.

Drei Wochen hatte er über diesen merkwürdigen Verlauf des Besuchs nachgegrübelt. Dann ging ihm ein Licht auf. Jetzt wußte er Bescheid.

Noch einmal trat er in das Mainzer Büro. Diesmal bedeutend höflicher. Er machte sogar eine Verbeugung, bevor er sich an denselben Tisch setzte, der neulich unter seinem Faustschlag bedenklich gewackelt hatte. Der Vorsteher bot ihm eine Zigarre an. Egidius lehnte ab. Er war bleich, seine dunklen Augen flackerten.

„Stimmt es“, fragte er, „daß auf dem Rhein die Dampfschiffahrt eingeführt wird? Stimmt es, daß einer namens Röntgen vor einigen Wochen hier war und mit Ihnen darüber verhandelt hat?“

„Ja, ein Herr namens Röntgen war hier. Er will ein Dampfschiff bauen, das auf dem Rhein fahren soll.“

„Aha. Und was sagt der Vorstand der Schiffergilde dazu?“

„Herr Palm“, lächelte der Vorsteher ruhig, „Sie kennen die Strecke von Koblenz bis Mainz so gut wie ich. Sie wissen, wie der Strom durch das wilde Gefähr bei Bacharach braust und über die Bank bei St. Goar springt. Dieser Herr Röntgen ist ein Irrsinniger. Wir haben im Vorstand der Schiffergilde ausführlich beraten. Schließlich haben unsere Großväter und

Väter mit ihren Segelschiffen schon den Rhein befahren. Der Herr Röntgen aber ist ein Neuling. Es kann sein, daß die Dampfschiffahrt auf dem Niederrhein Erfolg hat. Hier oben auf dem engen Rhein bestimmt nicht.”

Egidius Palm rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er hatte sich vorgenommen, heute kein lautes Wort zu sagen. Er wollte heute klug sein. Er wollte den Schiffer aushorchen. Er wollte ganz genau wissen, wie die Gilde der Segelschiffer über die Dampfschiffahrt dachte. Neulich hatte er die Schiffer sogar angegriffen. Heute aber wollte er sich mit dem Vorsteher einigen. Die Segelschiffer mußten doch die Gefahr sehen. Sie mußten sich doch zusammen mit den Halbleuten gegen die Dampfschiffahrt wehren. Was sollte sonst aus den Segelschiffen und aus den Halbleuten mit ihren Pferden werden, wenn nur noch Dampfschiffe Menschen und Frachten auf dem Rhein beförderten?

Aber was hörte er jetzt? Die Schiffer nahmen die Gefahr überhaupt nicht ernst.

Der Vorsteher fuhr fort: „Seien Sie ganz unbesorgt, Herr Palm, wir Schiffer sind ja schließlich die ersten, die unter der Einführung der Dampfschiffahrt leiden müßten. Es ist nett von Ihnen, daß Sie sich Gedanken über diese Sache machen. Doch eine Gefahr besteht nicht.”

Palm traten vor Aufregung die Schweißtropfen auf die Stirn. Er krallte die Fäuste um die Stuhllehne.

„Das meinen Sie“, sagte er mit heiserer Stimme. „Und wenn es doch anders kommt?“

„An Dampfschiffahrt auf dem Mittelrhein können nur Narren denken. Glauben Sie es mir. Es hat keinen Zweck, daß wir uns länger darüber unterhalten.“

„Nein!“ brüllte Egidius und sprang hoch, daß der Stuhl gleich bis an die Wand zurückflog. „Nein, es hat keinen Zweck, daß wir uns darüber unterhalten. Aber das hat einen andern Grund. Ich spüre es, daß dieses Hexenwerk von

Dampfschiffahrt den Rhein erobern wird. Ihr tut nichts dagegen, weil ihr wißt, daß euch nichts passieren kann. Ihr seid reiche Schiffer. Euch ist es doch egal, ob eure Lastkähne von Pferden oder von Dampfmaschinen gezogen werden. Hauptsache, wenn ihr euer Geld verdient. Und weil ihr das wißt, deshalb tut ihr, als ob die Dampfschiffahrt Unsinn wäre. Ihr wollt nur, daß ich die Halfleute nicht aufhetzen soll.”

„Das ist eine Unverschämtheit”, schrie der Vorsteher. Aber da krachte die Tür schon hinter dem Fortstürmenden zu. Wie gelähmt und betäubt blieb der Schiffer zurück. Gewiß waren diese Vorwürfe Palms nicht berechtigt. Aber eine Angst vor der Dampfschiffahrt hatten seine Worte in dem Schiffer doch geweckt.

REKORDFAHRT MIT BOSEN FOLGEN



Egidius Palm gab keine Ruhe. Unermüdlich reiste er rheinauf und rheinab. Er wiegelte die Leute gegen das Dampfschiff auf. Bald merkte er, daß die Halfleute und viele der ärmeren Schiffer ähnlich dachten wie er. Andere wieder lachten ihn auch aus und vertrauten auf die Macht der reichen Schiffergilde.

Palm wußte, daß mit Reden und Gesprächen allein nichts getan war.

„Hörst du, Schnürres“, sagte er, als er wieder einmal im ‘Goldenen Anker’ war, „wenn aus dem sauberen Schiff was wird, an dem das Hermännchen vom Ehrsam mitarbeitet, dann kannst du alle deine Gäule einrahmen. Die werden dann nicht mehr gebraucht. Und du auch nicht. Dann kannst du sehen, wo du dein Brot verdienst.“

Daniel zuckte gleichgültig die Schultern. „Ich habe nicht gewollt, daß der Hermann nach Rotterdam gereist ist. Mich hat keiner gefragt. Mir ist es egal. Ich kann nichts dran ändern. Der Napoleon hat gesagt, daß ...“

„So? Du kannst nichts dran ändern? Und wenn alle so denken? Du bist verrückt mit deinem Napoleon. Ihr im ‘Goldenen Anker’ habt es wohl ein bißchen zu gut, was? Ihr spürt gar nicht, wie es uns andern an den Kragen geht. Euer lieber Ankerwirt weiß genau, was er an euch hat, am alten Daniel und an dem tüchtigen Pferdejugen Philipp.“

„Der Junge ist auch tüchtig.“

„Weiß ich, weiß ich. Er ersetzt sogar schon einen Pferdeknecht. Bloß den Lohn zahlt ihm der Ankerwirt nicht. Oder?“

Daniel trat näher an Palm heran und sagte mit leiser, aber scharfer Stimme:

„Der Ankerwirt und seine Frau haben den Jungen großgezogen, als sein Vater im Rhein ertrank und die Mutter kurz danach starb. Keiner von den Verwandten wollte ihn nehmen. Hier halten sie ihn wie ihr eigen Kind. Sie machen keinen Unterschied zwischen dem Hermann, der Hanna und dem Philipp, das glaub nur. Aber Schluß jetzt damit!“

„Na ja! Meinetwegen können die ihr Dampfschiff fahren lassen, wo sie wollen. In Frankreich, in England, in Holland oder sonstwo. Aber nicht auf dem Rhein. Da wollen wir weiter mit unseren Pferden unser Brot verdienen. Verstehst du das nicht? Bist du zu dumm dafür oder zu alt?“

„Um auf eine so dämliche Frage eine Antwort zu geben, zu schlau“, höhnte Daniel grinsend. Er wandte sich dem Stall zu. Egidius wich ihm nicht von der Seite. Er wollte es in diesem Augenblick nicht mit Daniel verderben, er brauchte seine Hilfe. Deshalb schmeichelte er ihm.

„Auf dich habe ich meine Hoffnungen gesetzt, Schnürres. Ich habe dir doch erzählt, daß ich zweimal in Mainz war. Die großen Schiffsbesitzer tun nichts gegen das Dampfschiff. Denen kann ja auch nichts passieren. Wir müssen uns selber helfen. Wir müssen einmal zeigen, was wir Halfleute mit unseren Pferden können. Du bist doch der erfahrenste Mann weit und breit.“

„Wer mich für dumm verkaufen will, braucht auf mich keine Hoffnungen zu setzen. Ich halte mich draus“, knurrte Daniel. Doch Palm ließ nicht nach. Endlich gelang es ihm, mit seinen Andeutungen von einer Rekordfahrt den Alten doch neugierig zu machen. Daniel ließ sich den Plan, den Palm ausgeheckt hatte, genau erzählen.

„Ich bin zu alt dazu“, brummte er. „Nimm den Stupsnas an meiner Stelle. Dem Jungen hab ich beigebracht, was ich kann.“

Palm überlegte und nickte. „Gut“, sagte er, „du brauchst ja dem Ankerwirt nichts davon auf die Nase zu binden, bevor

die Fahrt vorbei ist.”

Auf diese Weise kam es, daß Philipp in Egidius Palms Plan eingeweiht wurde.

„Wir müssen denen beweisen”, sagte er zu dem Jungen, „daß wir schneller auf dem Mittelrhein fahren können als bisher. Woran liegt es denn, daß die Schiffe oft so langsam vorwärtskriechen? Entweder sind nicht genügend Pferde auf den Stationen, oder die Halfleute bummeln und streiten sich unterwegs mit den Schiffern um den Lohn, um das Stallgeld und den Hafer. Das muß aufhören. Bevor noch das erste Dampfschiff hier fährt, müssen wir einen Rekord aufgestellt haben. Mit einer Blitzfahrt von Koblenz nach Mainz.”

Philipp nickte. Der Vorschlag gefiel ihm. Da konnten die Pferde und er zeigen, wie tüchtig sie waren.

„Die Flora und den Braunen nehme ich, die ziehen wie die Teufel.”

„Ich organisiere die Ablösung”, prahlte Palm. „Und wenn alles klappt, Sorge ich dafür, daß du in die Zunft der Halfleute aufgenommen wirst.”

Heiß lag die Septembersonne über dem Rhein. Die Trauben kochten in der Glut. Auf dem Wasser rührte sich keine Welle. Philipp hielt mit den Pferden am verabredeten Platz auf dem Leinpfad und wartete auf die Ankunft des Schiffs. Der Schnürres hatte selbst die Pferde angeschirrt und das Zugholz an den Strängen befestigt. Seine eigene Peitsche hatte er Philipp gegeben,

Egidius Palm kam herangeritten. Hinter der Biegung tauchte eine Mastspitze auf.

„Alles klar, Stupsnas?”

„Alles klar.”

Das Schiff näherte sich. Es war ‘Die Hoffnung’. Sie lag nicht tief im Wasser. Palm hatte dafür gesorgt, daß sie nicht allzu schwer beladen war. Das Seil lief straff vom Mast zum Leinpfad. Philipp stellte sich bereit. Von weitem hörte er, wie

der andere Pferdeknecht schimpfte und fluchte: „Elende Schinderei! Was geht mich der Rekord an? Hätte ich das gewußt, wäre ich zu Hause geblieben!”

„Halt's Maul!” schnauzte Palm. „Dir ist es wohl zuviel, wenn du mal ein bißchen schwitzen mußt.”

„Von meinem Schweiß willst du leben, was? Spann dich doch selber vor!”

„Scher dich weg”, knirschte Palm. „Ablösung, Stupsnas, jetzt bist du dran!”

Philipp kannte die Griffe. Er wußte, daß es schnell gehen mußte. Das Schiff durfte nicht aus der Fahrt kommen, zum Ankerwerfen war keine Zeit. Das hätte zu lange aufgehalten. Der Braune und die Flora witterten auch etwas von der Spannung. Kaum spürten sie den Zug an den Brustriemen, da traten sie schon an. Egidius Palm nickte zufrieden. Alles hatte bisher nach Wunsch geklappt. Es würde eine Eilfahrt sondergleichen werden. Mit zwei Pferden von Koblenz nach Mainz in Rekordzeit! Er malte sich aus, wie er in den Versammlungen damit auftrumpfen wollte.

Der Leinpfad war trocken und hart. Die Tiere kamen gut vorwärts. Philipp eilte neben ihnen her. Noch zeigte sich keine Spur von Schweiß auf ihrem blanken Fell. Beide waren ausgeruht und gut gefüttert. Der Schnürres hatte nicht an Hafer gespart.

Egidius Palm blieb mit seinem Reitpferd ein Stück zurück und unterhielt sich mit dem Schiffer Tilmann Hupperich, der an der Ruderpinne stand und darauf achtete, daß die ‘Hoffnung’ nicht zu weit vom Ufer abkam und auch nicht zu nahe an die Steine her antrieb.

„Hättest du im Frühjahr gewußt, Tilmann”, rief Palm, „daß es die beiden Dampfschiffleute waren, die du in Mainz an Bord nahmst, dann hättest ihnen am besten Steine um den Hals gebunden und sie im Binger Loch ersäuft, wo es am tiefsten ist.”

„Na, na“, lachte Hupperich, „das grade nicht. Aber ich hätte sie mir doch einmal ein bißchen genauer angeguckt.“

„Was machten sie denn für einen Eindruck?“

„Beide ganz vernünftige Leute, kann ich nicht anders sagen.“

Nach einer Weile rief Palm: „Na, was hältst du von unserer Fahrt?“

„Wenn das so weiterläuft, kann uns kein Dampfschiff Konkurrenz machen, oder es müßte Flügel kriegen.“

„Das läuft so weiter, da kannst du sicher sein. In Mainz schreiben wir einen Brief und schicken ihn sofort an die Regierung.“

„Wir müssen uns nur einig sein. Einigkeit macht stark.“

„Das sage ich auch. Wenn wir zusammenhalten, kommt kein Dampfschiff über Koblenz den Rhein hinauf. Die sollen uns noch kennenlernen!“

Philipp trabte neben Flora und dem Braunen her. Das Tempo war eigentlich zu schnell. Aber er hatte Egidius Palm versprochen, alles aus den Tieren herauszuholen. Die Sonne schien unbarmherzig heiß. Auch vom Wasser wehte keine Kühlung. Das Fell beider Pferde war nun schon vom Schweiß feucht und dunkel geworden. In zwei Stunden ungefähr sollten sie abgelöst werden. Bis dahin würden sie aushalten. Philipp riß sich das Hemd am Hals auf. Er merkte, wie ihm die Kehle trocken wurde. Egidius Palm hoch zu Roß hatte gut reden. Und auch der Schiffer brauchte kein Bein krumm zu machen und kam doch vorwärts. Merkwürdig, dachte Philipp, als ich den Knecht vorhin schimpfen hörte, meinte ich, der sei verrückt. Jetzt verstehe ich ihn. Aber schimpfen will ich nicht.

„Brauner, Flora, kommt, wir zeigen, was wir können.“

Palm war fröhlicher Laune. Seine Stimme klang frisch und laut.

„In Wellmich ist wieder Ablösung. Da wartet Jupp Bornig. Der hat auch prima Pferde. Kennst du ihn?“ fragte er Hupperich.

„Klar, genau. Seine Gäule gefallen mir besser als er selbst.“

„Hältst du nichts von ihm?“

„Doch. Der weiß, was er will. Vor allem, wenn es ums Zuggeld und um den Hafer geht.“

„Umsonst braucht er ja auch nicht zu schleppen. Hast du Streit mit ihm gehabt?“

„Mehr als einmal. Neulich erst. Ich sollte ihm Wartegeld zahlen. Weiß er denn, daß er die ‘Hoffnung’ ziehen soll?“

„Nein, davon hat er keine Ahnung, ich habe ihm nur eingeschärft, daß er pünktlich sein muß.“

„Dann ist es ja gut.“

Palm wandte sich nach vorne. „Hallo, Stupsnas, nicht nachlassen, nicht langsamer werden!“

Philipp antwortete nicht. Du hast gut kommandieren, dachte er. Weiße Schaumflocken trieben beiden Pferden vom Maul. Am Ledergeschirr staute sich der Schweiß. Der Leinpfad war an manchen Stellen vom Frühjahrshochwasser ausgespült. Der Boden hatte sich gesenkt. An den Erdwellen gerieten die Pferde leicht aus dem Tritt. Für einen Augenblick hatte dann eines den ganzen Zug der Leine zu spüren. Die Zunge hing Philipp wie ein Stück trockenes Leder im Mund. Trotzdem munterte er die Tiere durch Zurufe auf.

„Bald haben wir es geschafft, Brauner“, keuchte er. „Komm, Flora, bis Wellmich ist es nicht mehr weit. Ihr kennt doch den Weg, los ihr beide, nach der Ablösung ist Pause. Meint ihr, ich hätte keinen Durst? Nachher lasse ich euch saufen, soviel ihr wollt, Wasser hat der Rhein genug.“

In Ehrental ritt Egidius Palm vor. Philipp stampfte mühsam neben den schwitzenden Tieren über den schmalen Leinpfad. Ab und zu hob er ermunternd die Peitsche und ließ die Schnur locker durch die Luft kreiseln. Flora und der

Braune legten sich noch einmal mächtig ins Geschirr. Sie spürten anscheinend, daß gleich die Anstrengung beendet war.

„He, Stupsnas“, fragte der Schiffer dröhnend, „was ist mit der Ablösung?“

Philipp hob den Kopf und spähte voraus. Wo der Wellmicher Bach auf den Leinpfad stieß, ritt Egidius Palm ratlos hin und her. Seine Stimme kippte über vor Wut.

„Soll man das für möglich halten? Nichts zu sehen von dem Hund! Kein Pferd und kein Jupp Bornig. Weiß der denn nicht, was für uns alle davon abhängt?“

Tilmann Hupperich rief: „Der hat bestimmt spitzgekriegt, daß er mich ziehen soll.“

Egidius Palm schrie sich die Kehle heiser. Sein Schreien verhallte in den Weinbergen, unter deren grünen Stöcken die Schiefererde kupferbraun und heiß schimmerte. Niemand kam. Nun waren die Pferde mit Philipp heran. Der Wellmicher Bach war unter der Hitze zu einem kleinen Rinnsal zusammengeschmolzen. Aber die Pferde spürten doch den Hauch des frischen Wassers. Der Braune, der an der Spitze war, wollte die Gelegenheit nutzen, und auch Flora neigte sich, um zu trinken. Philipp hätte ihnen gerne die Rast gegönnt. Doch Palm geriet außer sich.

„Stupsnas, soll ich vielleicht den Rekord verlieren? Treib die elenden Gäule an. Siehst du nicht, die Leinen schießen durcheinander.“

Er sprang vom Pferd und entriß dem Jungen, der einen Augenblick zögerte, die Peitsche.

„Dann will ich dir mal zeigen, wie man das macht!“

Doch in wenigen Sekunden hatte Philipp schon wieder Ordnung geschafft. Er knirschte vor Zorn, als er Palm schimpfen hörte. Der Braune stieß den Kopf hoch und stampfte den Bachrand hinauf. Flora folgte ihm willig. Im Laufen entwirrte Philipp den Zugstrang, über den sie

getreten war. Egidius hetzte das Gespann weiter. Er kannte nur ein Ziel: den Rekord. Bornig war nicht gekommen. Also mußte Philipp mit seinen Pferden auch die nächste Strecke übernehmen. Schließlich hing vom Gelingen der Fahrt das Schicksal aller Halfleute ab.

Das schwarze Haar hing Palm wirr in die Stirn. Warum verstehen mich bloß die Schiffsleute und Pferdeknechte nicht? Warum lassen sie mich allein bei diesem Kampf, den ich doch für sie alle durchfechte? Später werden sie vielleicht einsehen, was hier entschieden wird. Aber dann ist es zu spät.

Unbarmherzig trieb er vorwärts. Philipp hatte Angst um seine Pferde. Er wußte, wie ehrgeizig der Braune und die Flora waren. Sie würden nicht eher aufgeben, als bis sie ausgepumpt umkippten. Er sah, wie sich die Muskelstränge an den mächtigen Beinen spannten, und wie sie die Nüstern weit aufrissen.

„Das geht nicht, Palm! Das ist nicht ausgemacht. Du hast uns nur bis Wellmich gemietet. Mehr kann ich bei der Hitze den Tieren nicht zumuten.“

„Halt's Maul, dummer Junge, ich bin nicht dein alter Schnürres. Mit mir kannst du nicht machen, was du willst.“

„Wenn das der Ankerwirt erfährt.“

„Ja, sag es ihm nur. Und sag es seinem sauberen Sohn, dem Hermann. Wenn die nicht dafür wären, daß auf dem Rhein die Dampfschiffahrt eingeführt würde, hätten wir diese verfluchte Anstrengung nicht nötig. Meinst du, ich mache das hier zu meinem Vergnügen? Meinst du, mir läuft nicht der Schweiß den Buckel herunter?“

Mitten auf dem Rhein trieb unter hellen Segeln ein Personenschiff zu Tal. Reisende standen an Bord, winkten herüber und riefen. Eine Dame schwenkte fröhlich ihren weißen, seidenen Schleier. Von weitem mußte es wunderbar aussehen, wie die beiden starken Pferde sich mit breiter

Brust ins Gescliirr legten. Dazu der Reiter und der Junge und am langen Seil das Lastboot, das gleichmäßig zu Berg glitt.

In Philipps Kopf jagten sich die Gedanken. Hatte der Egidius Palm nicht recht? War der Hermann mit seinem Maschinenkram nicht auch schuld daran, daß die Pferde heute in der Hitze den Rekord aufstellen mußten? Wenn nur der Schnürres dabei wäre! Ob der wohl in Wellmich die Weiterfahrt verweigert hätte?

Noch zwei Stunden in dem Tempo würden die Pferde nicht aushalten. Philipp war ratlos. Palm kniff die Lippen zusammen. Er wollte nicht aufgeben, auf keinen Fall. Noch hatte er nicht mit der Peitsche zu schlagen gewagt. Philipp nahm den Braunen am Kopfstück und schnippte sich den Schweiß von der Stirn. Das Pferd schnaubte und setzte die Hufe wuchtiger auf, als wolle es sagen: Brauchst mir nicht zu helfen, Junge, ich bin stark. Doch Philipp sah mit Sorge, wie die Adern auf der Stirn des Braunen fingerdick hervortraten. Er kam sich verloren und verlassen vor. Wie oft war er schon diesen Weg mit den Pferden gezogen! Gewiß, das Schleppen war nie eine leichte Arbeit. Aber heute? Heute war es eine Schinderei, eine Qual für Tier und Mensch.

Wieder lief eine Weinbergsmauer dicht an den Leinpfad heran. Sie strahlte die Hitze zurück wie ein Backofen. Der Schweiß brannte Philipp in den Augenwinkeln. Er spürte den salzigen Geschmack auf der Zunge. Keuchend hob und senkte sich seine Brust. Er merkte, wie Palm drohend hinter ihm ritt. Er wagte kaum noch, sich umzusehen.

Da ruckte es in den Strängen. Flora stolperte und schlug schwer zu Boden. Ihre Beine verwirrten sich in den Seilen. Der Braune tat nur noch zwei kurze Schritte. Dann stand er. Seine Flanken zitterten, er ließ den Kopf sinken.

„Flora!“ schrie Philipp entsetzt auf. Er löste das Querholz, das am Seil befestigt war, und versuchte, Flora auf die Beine zu helfen. Sie hob die Nase, wollte sich aufrichten, sank aber

wieder zurück. Der graubraune Staub klebte ihr am nassen Fell.

„Hoch, du Biest!“ brüllte Palm heiser. Er schwang die Peitsche und ließ sie klatschend niedersausen. Helle Striemen zeichneten

sich auf Floras feuchtem Leib. „Hoch, du elendes Vieh, oder ich knall dir den Riemen um den Schädel, daß dir Hören und Sehen vergeht!“

Philipp blickte auf und sah eine noch größere Gefahr. Die ‘*Hoffnung*’ geriet ins Treiben. Der Braune allein konnte sie nicht halten. Mächtig stemmte er die Hufe ein und legte sich vornüber. Doch der Zug war zu stark. Vorwärts konnte er nicht, weil er noch mit Flora durch die Stränge verbunden war.

„Soll ich Anker fallen lassen?“ schrie Tilmann Hupperich, der um sein Schiff besorgt war.

„Ja, ja!“ flehte Philipp.

„Nein, bloß nicht!“ wütete Palm und hielt im Schlagen ein.

Der Braune war Schritt um Schritt rückwärts getreten bis an den Rand des Leinpfads. Ein kleines Stück noch, dann mußte er die Böschung hinabstürzen. Philipp riß das Handbeil aus der Geschirrtasche und kappte mit einem harten Schlag das Zugseil. Der Braune war frei. Das Schiff trieb. Klatschend fiel der Anker ins Wasser.



Einen Augenblick hatte Palm wie versteinert gestanden. Jetzt knallte er der Flora den Riemen um den Kopf und trat ihr mit seinen Absätzen in die Weichen. Flora lag am Boden. Palm schlug wie der leibhaftige Teufel auf sie ein. Rasend vor Zorn über diese Gemeinheit sprang Philipp über das zuckende, strampelnde Tier hinweg und stieß Palm gegen die Brust, daß der Wütende hintenüberfiel. Er riß ihm die Peitsche aus der Hand. Kein Wort sagte er. Beugend sah er zu, wie Palm sich mühsam aufrappelte.

Palm erkannte, daß sein Plan gescheitert war. Mit finsterner Miene verfolgte er, wie sich Philipp dem gestürzten Tier zuwandte. Er spürte deutlich, daß er in seiner Wut zu weit gegangen war. Die wilde Entschlossenheit des Jungen hatte Eindruck auf ihn gemacht.

Philipp kniete neben Floras Kopf und streichelte ihr den nassen Hals. „Sei ruhig“, flüsterte er, „sei ganz ruhig, dir passiert jetzt nichts mehr.“

Wirklich gab nun das Pferd das Strampeln auf. Die großen dunklen Augen, die sich im Schmerz drehten, so daß in den weißlichen Augäpfeln die Adern unnatürlich hervortraten, schlossen sich unter der Liebkosung. Das Zucken in den Flanken ließ nach. Das Atmen wurde langsamer. Der Kopf streckte sich wie erlöst in den Staub. Den Jungen durchfuhr in diesem Augenblick eine fürchterliche Angst.

„Sie stirbt“, keuchte er, „sie stirbt; Palm, du hast sie ermordet.“

Egidius Palm trat näher. Ihm war unheimlich zumute.

„Ach wo, Stupsnas, die spielt uns Theater vor.“

„Nein, nein, sie hat bestimmt die Vorderbeine gebrochen.“

Flora lag jetzt ruhig. Geduldig ließ sie sich die Beine betasten.

„Gebrochen sind die auf keinen Fall, Stupsnas. Nur das linke ist vielleicht verstaucht.“

„Flora“, flehte der Junge, „Flora, steh doch auf.“

Als habe das Tier die Worte verstanden, nahm es alle Kraft zusammen, zog die Beine an, wälzte sich und stemmte sich mit einem Ruck hoch.

„Siehst du?“ triumphierte Palm gleich wieder. „Die Sorte kenne ich.“

Aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis Flora die ersten Schritte versuchte. Da zeigte es sich, daß sie auf dem linken Vorderfuß stark lahmt. Gleich oberhalb des Hufes war eine Schwellung zu fühlen.

Der Braune war inzwischen an einer flacheren Stelle den Leinpfad hinuntergestolpert. Er stand bis zur halben Brust im seichten Wasser und soff in vollen Zügen.

Der Schiffer kletterte, nachdem der Anker gefaßt hatte und das Schiff unbeweglich lag, in den Kahn und ruderte an Land.

„Das hast du nun von deinem Rekord, Palm“, sagte er verärgert. „Was hab ich dir vom Josef Bornig prophezeit? Der hat gemerkt, daß er mich ziehen sollte. Und da hat er uns reingelegt. So sind die Halfleute, immer bloß auf ihren Vorteil bedacht!“

„Wenn ich gewußt hätte, daß du mit ihm Streit gehabt hast, hätte ich dein Schiff auch nicht genommen.“

„Das ist ja allerhand. Am Ende soll ich wohl noch schuld sein, was? Aber das sage ich dir: Sorg dafür, daß mich einer hier abholt. Meinst du, ich wollte mit der ‘Hoffnung’ vor Wellmich liegen und warten, bis zufällig einer mit ein paar leeren Pferden vorbeizieht.“

„Das hat wohl noch Zeit.“

„Das hat keine Zeit. Deine Rekordfahrt kann mich noch teuer zu stehen kommen. Das Liegegeld brumme ich dir auf, wenn ich mit der Ladung nicht rechtzeitig hier wegkomme.“

„Ich hatte meine Hoffnung auf die ‘Hoffnung’ gesetzt. Aber so sind die Schiffer: immer bloß auf ihren eigenen Vorteil bedacht“, äffte Egidius die Stimme Hupperichs nach.

„Einigkeit macht stark! So hast du noch vor ein paar Stunden selber gesagt. Und jetzt? An was denkst du? An dein Geld!”

Die Rekordfahrt endete ohne Rekord, aber sie hatte noch böse Folgen.

PHILIPPS FLUCHT



Floras kranker Fuß heilte nicht. Daniel schüttelte bedenklich den Kopf, als er ihn untersuchte. „Junge, Junge“, argwöhnte er, „das wird nichts mehr. Die bleibt ein Krüppel und kann nie mehr ziehen. Wenn es nur nicht noch schlimmer kommt!“

Leider behielt er mit seiner Befürchtung recht. Flora mußte erschossen werden. Philipp traf ihr Tod, als ginge die Welt für ihn unter. Leichenblaß war er. Rauh stieß er Hanna zurück, die ihn trösten wollte. Am nächsten Morgen fand Daniel auf seinem Tisch einen Zettel. Auf den hatte der Junge gekritzelt: „Erst der Fuchs. Jetzt Flora. Das ist zuviel, ich komme nicht mehr wieder.“

Hanna weinte, Mutter Luise weinte, Daniel rieb sich die Augen, und selbst der Ankerwirt schüttelte traurig den Kopf. „Das wäre doch nicht nötig gewesen“, murmelte er, „er ist doch gar nicht schuld. Wo mag er sich denn bloß herumtreiben? Ich würde ihn sofort holen.“

Tagsüber wagte sich Philipp nicht in die Nähe der Dörfer. Er fürchtete, daß die Leute ihn erkennen könnten. Deshalb hielt er sich in verlassenen Weinbergshütten auf. Er wußte nicht, was er beginnen sollte. Er saß und grübelte. Zum ‘Goldenen Anker’ kann ich nicht mehr zurück. Dem Ankerwirt mag ich nicht mehr unter die Augen kommen. Mutter Luise fiel ihm ein und Hanna. Da wurde er noch mutloser. Wenn ich wenigstens den Fuchs wiederfinden könnte, ja dann! Hatte Hermann nicht von einem großen Markt in Köln geschrieben, auf dem Pferde verkauft würden?

Eines Nachts fand er am Leinpfad einen leeren Fischerkahn. Er zog die Leine mit dem Fischkorb hoch und fand zwei Aale. Bisher hatte er von Weintrauben gelebt. Er

kletterte ein Stück den Hang hinauf und zündete in einer Mulde ein Feuer an, in dem er die Fische briet. Gierig verschlang er das fette Fleisch. Das Feuer deckte er gleich mit Steinen wieder zu. Wohin soll ich laufen, dachte er. Ach, wenn ich doch wie der Hermann irgendwo arbeiten könnte, wo kein Mensch mich kennt.

Als der Morgen graute, spähte er den Rhein hinauf. Da sah er einen Nachen zu Tal ziehen. Er hatte eine große Flagge am Mast. Die zeigte sechzehn rote und schwarze Felder. Jedes war viereckig und eins so grob wie das andere. Der Kahn hielt sich in der Mitte des Stroms. Zwei Ruderer trieben ihn mit langsamen Schlägen vorwärts. Eine Querstange am Mast sorgte dafür, daß die schwarzrote Flagge auch bei Windstille ausgebreitet blieb. Philipp wußte, was sie bedeutete. Sie zeigte an, daß in einer Stunde ein Floß zu Tal kommen würde. Es war die Wahrschau-Flagge. Sie mahnte alle Schiffe, die Bahn auf dem Wasser freizumachen, weil die massigen Flöße mit ungeheurer Gewalt dahintrieben. Sie waren so schwerfällig, daß sie nicht ausweichen konnten.

Ich muß auf das Floß, dachte Philipp. Es schwimmt vielleicht nach Holland. Ganz gleich. Auf einem Floß sind viele Leute. Keiner kennt mich. Ich werde mich bei dem Meister melden und sagen, daß ich Arbeit suche. Sie brauchen immer jemand.

Auf dem andern Ufer schimmerten schon die rötlichen Strahlen der aufgehenden Sonne. Philipp trat das verglimmende Feuer ganz aus und spähte den Leinpfad entlang. Als sich das Floß näherte, löste er entschlossen den Fischerkahn und stieß vom Land ab.

Eine riesige schwimmende Insel aus Holz war das Floß, wohl an die zweihundert Meter lang und über sechzig Meter breit. Mehrere Hütten standen auf den übereinandergepackten Stämmen. Qualm kräuselte aus den Schornsteinen. Der Rhein schien ein ganzes Dorf auf seinem breiten Rücken zu tragen.

Eine Warnglocke läutete. Der Mann im Ausguck hatte den Fischerkahn erspäht, der sich der Fahrerin näherte. Philipp hob ein Ruder, einen Riemen, wie die Schiffer sagen, zum Zeichen, daß er am Floß anlegen wollte. Jetzt erst, als er schon am Kopf des schwimmenden Ungetüms vorbei war, merkte er, welche Wucht in der Masse der gestapelten Stämme steckte. Er schleuderte die Leine. Ein Knecht fing sie auf und zog ihn heran.

Alles klappte, wie Philipp es sich gedacht hatte. Der Floßmeister konnte einen Jungen brauchen. Er fragte nach nichts. Philipp machte einen kräftigen Eindruck. Es war zu sehen, daß er sich vor keiner Arbeit scheute.

„Bist kein gelernter Schiffer, was?“

„Nein.“

„Dann nach vorn zu den Kosaken.“ Das waren die ungelerten Flößer, rauhe Männer und Burschen, die der Zufall aufs Wasser getrieben hatte. Mancher von ihnen wollte mit rheinabwärts bis zur See oder gar nach Amerika.

Die Arbeit auf dem Floß war hart und die Zucht streng. Dafür aber gab es genug zu essen und zu trinken. Einen ganzen Ochsen brien sie am Spieß. Philipp stieg der Duft verlockend in die Nase, als er an dem qualmenden Feuer vorüberging, das in der Mitte der Stämme brannte. Einmal wieder eine anständige Mahlzeit haben! Die Weintrauben war er leid. Und die beiden kleinen Aale hatten auch nicht lange vorgehalten.

Doch zunächst hatte er mit zwei anderen Knechten an einer der riesigen Stangen zu rudern, mit denen nach Befehl des Steuermanns das Floß gelenkt wurde. Dann empfing er in einem Blechnapf seine erste Portion.

Es war auch die letzte. Denn als er sie heißhungrig ausgelöffelt hatte und aufblickte, wer sah ihn mit halbzugekniffenen Augen an? Egidius Palm.

„Ha, auf dich habe ich sozusagen gewartet, Stupsnas. Bist du endlich satt? Du kommst mir wie gerufen. Dich brauche ich. Die Flora ist tot und du bist weggelaufen. Ich weiß alles. Aber wie bist du auf das Floß gekommen? Gestern habe ich dich doch noch nicht hier gesehen.“

Philipp erzählte. Palm nickte. „Armer Kerl“, sagte er mitleidig. Und er meinte es dieses Mal wirklich ehrlich. „Ich werde für dich sorgen. Nach Holland willst du? Nicht nötig, ist gar nicht nötig. Der Hermann kommt uns entgegen. Weißt du das?“ Philipp verneinte.

Auf demselben Nachen, mit dem er herangerudert war, verließen Palm und er kurz darauf das Floß. Egidius behielt den Jungen bei sich. In die Nähe des ‘Goldenen Ankers’ gingen sie nicht. Sie übernachteten bei Palms Freunden. Philipp war auch bei den Versammlungen dabei, in denen die Segelschiffer und Halfleute gegen die Dampfschiffahrt redeten. Immer mehr gelang es Egidius, den Jungen gegen den ‘Seeländer’ aufzubringen. Er fing es geschickt an.

„Die sind doch schuld, daß du nicht mehr dahin gehen kannst, wo du eigentlich zu Hause bist. Meinst du denn, ich hätte die Rekordfahrt angestiftet, wenn die mich nicht dazu gezwungen hätten? Bleib du bei uns, es wird nicht dein Schade sein.“

Immer wieder redete Palm auf den Jungen ein. Er gewann ihn ganz für sich. Nein, zum Ankerwirt konnte er bestimmt nicht zurück! Er war ja schuld an Floras Tod. Er war geflohen.

Philipp war nicht dumm. Sonst hätte sich Palm gar nicht mit ihm abgegeben. Der Junge beherrschte sein Handwerk als Halfmann ausgezeichnet, das hatte er oft bewiesen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn die schweren Erlebnisse Philipp nicht so verstört hätten. Immer wieder warf er sich alles vor, was er falschgemacht hatte. Das nutzte Palm aus. Eines Tages kam es heraus, was er eigentlich plante und warum er den Jungen fast gewaltsam bei sich behalten hatte.

„In den ‘Goldenen Anker’ willst du wohl nicht mehr zurück, was?“ fragte er wieder einmal lauernd.

„Nein, das weißt du ja.“

„Kannst du ja auch gar nicht. Auch weil du den Fischernachen gestohlen hast. Wenn das rauskommt, verknacken sie dich noch wegen Diebstahls. Aber es kommt nicht raus. Kannst sicher sein. Ich halte dicht.“

Philipp nickte.

„Du hast versprochen, mit uns gegen die Dampfschiffe zu kämpfen. Für die Pferde, gegen die Maschinen!“ Palm wußte, wie er den Jungen zu nehmen hatte.

„Ja“, knirschte Philipp finster. „Die sind schuld an allem.“

Egidius nickte befriedigt. „Sag mal, Stupsnas“, sagte er leise und eindringlich, „du hast doch gesehen, wie diese Maschine von dem Hermann funktioniert. Du hast es mir selbst erzählt. Du bist sein Freund gewesen. Heute ja nicht mehr, das weiß ich. Die Kolben gehen auf und ab, Stupsnas, nicht wahr? Sie müssen glatt sein, hast du gesagt, spiegelglatt. Wenn da nun einer was reinstreut? Nur ein bißchen Sand, nur eine Handvoll oder zwei. Zuerst merkt es gar keiner. Dann ruckt es und knackt, und dann ist es mit der Herrlichkeit aus. Verstehst du? Dazu müßte einer auf das feine Schiff. Nur so zu Besuch. Und dann wäre es passiert. Du bist doch kein Feigling? Das habe ich damals auf dem Leinpfad gemerkt, als die Sache mit der Flora war. Der ‘Seeländer’ ist schon in Köln. Aber noch nicht an der Lorelei. Vielleicht kommt er gar nicht hin, Stupsnas, was meinst du?“

GEHEIMNISVOLLER BESUCH AN BORD



Von all dem hatte Hermann natürlich keine Ahnung. Für ihn vergingen die Monate im Flug. Jeder Tag brachte neue Arbeit und neue Freude. Der Erfolg seines Fleißes blieb nicht aus. Herr Röntgen hatte sich in dem jungen Rheinländer nicht getäuscht. Erst hatte er ihn in der praktischen Arbeit ausprobiert. Hermann hatte an allen Plätzen der Werkstatt gelernt. Abends saß er mit Schwielen und Blasen an den Händen vor dem Zeichentisch, den Federhalter in den Fingern, Rechenbuch und Schreibheft neben sich. Es war ihm nichts geschenkt worden. Röntgen war ein strenger Lehrmeister. Aber Hermann bewunderte ihn. Er erlebte es, wie dieser Mann mit seinem Willen und mit seiner Tatkraft alle Arbeiter begeisterte und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte.

Als der 'Seeländer' fertig war und zum erstenmal vor der Insel Feyenoord auf dem Wasser schwamm, hatte Herr Röntgen den Hermann zu seinem Sekretär ernannt. Immer war er nun in seiner Nähe. Auch Mister Cockerill, der Maschineningenieur, war mit dem jungen Mann zufrieden.

Erst Anfang Oktober fand Hermann Zeit, seinen Eltern zu schreiben, daß der 'Seeländer' nun für die Fahrt den Rhein hinauf gerüstet sei. Schon wenige Tage später fuhr das Schiff von Rotterdam aus.

Mit Jubel wurde es in Köln begrüßt. Aber in die Begeisterung mischte sich auch hier schon Haß. Davon merkten die kölnischen Handelsherren nur wenig. Lachend gingen sie an Bord und zweifelten keinen Augenblick daran, daß die Fahrt gelingen werde. Mochten einige kleine Schiffer und Halfleute doch murren. Der größte Teil der Kölner jauchzte dem schmucken Schiff zu. Zwar war es schon spät im Jahr, das Wasser drohte zu steigen, aber desto

eindrucksvoller mußte die Probefahrt durch die gebirgige Strecke des Mittelrheins ausfallen.

Ab und zu schien noch die Sonne durch die Oktoberwolken, als sich der 'Seeländer' dem Siebengebirge näherte. Schäumend glitt er zwischen Rolandsbogen und Drachenfels hindurch. Mit voller Kraft steuerte er unter der Erpeler Ley vorbei zu Berg. Diesen 'Seeländer' schien keine Strömung aufhalten zu können.

Gleichmäßig drehten sich die Räder. Der Fahrtag war ungewöhnlich lang.

Es war völlig dunkel, als der 'Seeländer' am alten Kran von Andernach vorbeiglitt. Die Maschine ging auf halbe Kraft, die Räder drehten sich langsamer, der Schwung ließ nach. Um halb elf Uhr abends ließ Röntgen endlich Anker werfen.

Urbans Stimme dröhnte: „Fallen lassen!“ Am Bug rasselten die Ketten. Das schwere Eisen plumpste in die Flut. Hermann lief nach vorne. Die Räder standen. Ruckend kam die Ankerkette straff, die Glieder spannten sich, der Anker faßte und hielt. Der Bootsmann Jan schlug Hermann freudig auf die Schulter. „Dat Ding is op Grund, min Jong!“ Hermann trabte zurück und meldete: „Anker hält!“ Röntgen, der neben Urban stand, nickte zufrieden.

Die Stadt Andernach lag in nächtlicher Stille. Hermann sah einen hohen Turm, der schattenhaft über die anderen Dächer ragte. Hinter den Wiesen, die der Stadt vorgelagert waren, schimmerte weißlich eine hohe Mauer, in der das Stadttor gerade noch zu erkennen war. Nun näherten sich Lichter. Laternen flackerten. Ein

Nachen stieß vom 'Seeländer' ab und ruderte an Land. Leises Stimmengewirr drang vom Ufer herüber.

Hermann atmete zufrieden und ging langsam über Deck. Er lugte durch die Fenster des Salons. Dort saßen die vornehmen holländischen Herren immer noch beim Kartenspiel. Sie rauchten ihre langen Tonpfeifen und ließen

sich durch nichts stören. An einem anderen Tisch unterhielten sich der Herr mit dem komischen Namen und die beiden Damen, die mit ihm heute an Bord gekommen waren. Jetzt standen sie auf und näherten sich der Tür. Ein eleganter Herr, der Hermann schon aufgefallen war, trat zu ihnen. Er hieß von Cotta.

Hermann trat vom Fenster zurück, um nicht überrascht zu werden. Das Gestampfe der Maschinen hatte aufgehört. Herr von Cotta öffnete die Tür und sagte:

„Ganz vorzüglich. Wunderbar ist das Schiff eingerichtet. Ich fühle mich förmlich in eine andere Welt versetzt. Und daß Mevrouw van Vollenhoven ihren Säugling mit an Bord hat, ist wirklich ein Beweis dafür, wie sehr sie und ihr Mann der Sicherheit des Unternehmens vertrauen. Ein denkwürdiger Tag, lieber Boisseree!“ - So hieß also der Herr mit dem komischen Namen. -

„Die erste sichere Fahrt mit einem Dampfschiff auf dem Rhein. Daß wir heute nacht nicht alle in seidenen Himmelbetten schlummern, wollen wir gerne in Kauf nehmen. Schließlich ist das Schiff ja nicht für eine so große Zahl von Übernachtungsgästen eingerichtet. Für die Damen ist wenigstens gesorgt.“

Tatsächlich, dachte Hermann, der unbeobachtet am Geländer lehnte, der ‘Seeländer’ ist wie ein schwimmendes Hotel. Und unser jüngster Gast ist ein Wickelkind. Den Mann mit dem komischen Namen, Herrn Boisseree, hatte Röntgen in Köln besonders aufmerksam begrüßt. Deshalb lauschte Hermann gespannt auf die Antwort.

„Ein wenig in Sorge bin ich doch, lieber Cotta. Nicht wegen der Übernachtung. Das sind Nebensachen. Aber seit vierundzwanzig Stunden steigt der Rhein außergewöhnlich stark. Das hat sein Gutes für den ‘Seeländer’. Der Steuermann muß nicht so genau auf die Fahrrinne achten. Wenigstens unterhalb Koblenz, wo mit Ausnahme der Unkelsteine keine Klippen die Strecke gefährden. Und diese gefährlichen Steine liegen

ja schon hinter uns. Aber die Strömung wächst durch das Hochwasser fortwährend. Immerhin, Röntgen ist sehr zuversichtlich. Er wird sein Schiff und die Leistungsfähigkeit der Maschinen besser kennen als ich."

Die Damen waren vorausgegangen. Boisseree fuhr leiser fort:

„Außerdem aber habe ich unangenehme Nachrichten aus der Gegend des Mittelrheins. Die Schiffer und Halfleute haben sich an manchen Orten zusammengerottet. Sie wollen vielleicht mit Gewalt die Fahrt des ‘Seeländer’ verhindern. Sie meinen, daß die Dampfschiffahrt ihnen ihre Arbeit und damit das Brot wegnimmt. Man weiß nicht, zu welchen Taten diese Leute fähig sind. Ich hoffe sehr, daß die Nachrichten übertrieben sind. Unser rheinisches Volk ist doch sonst allen Fortschritten zugetan."

Die beiden Herren gingen zum Achterdeck. Hermann setzte langsam seinen Weg zum Steuerstuhl fort. Die Kartenspieler brachen ihre Partie ab. Allmählich wurde es ruhiger auf dem Schiff. Auch am Ufer schienen sich die Leute wieder verlaufen zu haben. Andernach lag wie eine verzauberte Stadt unter dem Mondlicht. Hermann sah die runden Mühlsteine, die sich beim Kran am Ufer stapelten. In den holländischen Windmühlen mahlten sie das Korn zu Mehl mit den harten Steinen aus Andernach. Ein paar Lastkähne mit nackten Masten ankerten friedlich vor dem dicken, runden Kran. In Andernach schien die Ankunft des ‘Seeländer’ erst spät bekanntgeworden zu sein.

Die Kerzen im Salon waren gelöscht. Nur im Arbeitszimmer unter dem Steuerstuhl brannte noch Licht. Dort saß Röntgen mit Steuermann Urban, Mister Cockerill und Hermann zusammen. Sie sprachen die Ereignisse des Fahrtags durch und verglichen, was sie an Kohlen verbraucht hatten. Hermann notierte die Zahlen in das schwarze Wachstuchheft, das er als Tagebuch der Reise führte.

Eine Stunde später ging er wieder hinaus. Er hatte noch keine Lust zum Schlafen. Morgen oder übermorgen würden sie am 'Goldenen Anker' vorbeifahren. Sein Brief war bestimmt inzwischen daheim eingetroffen. Alle würden sie am Ufer stehen, der Vater, die Mutter, Hanna, der Schnürres und Stupsnas. Sie würden winken und rufen, wenn der 'Seeländer' stolz vorbeizog. Er schlug den Jackenkragen hoch. Der Nachtwind war kühl. Sacht strich der Rhein an den Schiffswänden vorbei.

Auf einmal hörte er ein Knirschen, als ob sich ein Nachen an die Bordwand schob.

Er eilte am Geländer entlang und spähte in die Dunkelheit. Ihm fiel ein, was eben der Mann mit dem komischen Namen erzählt hatte. Hinter dem Schaufelrad auf der Backbordseite hörte er Ruder knarren und Stimmen.

„Machs gut“, flüsterte einer, „bestell die besten Grüße.“

„Hebe mich höher, sonst plumpse ich noch ins Wasser.“

Schon wollte Hermann Alarm schreien. Da kam ihm die zweite Stimme bekannt vor. War das möglich? Konnte das denn sein? Es kletterte einer mitten in der Nacht an Bord. Eben hatte er noch an ihn gedacht, jetzt stand er vor ihm?

„Stupsnas, wo kommst du denn her?“

Philipp strich sich das blonde Haar aus der Stirn und schreckte bei der unerwarteten Begrüßung zurück. Der Nachen war schon wieder in der Dunkelheit verschwunden.

„Ich wollte dich mal besuchen . . .“, stotterte er, „ich dachte . . .“

„Woher wußtest du denn, daß wir heute Nacht hier vor Anker liegen?“

„Daß ihr hier vor Anker liegt, das wußten wir nicht. Aber daß ihr nicht weit von Andernach weg sein konntet, das haben wir uns ausgerechnet.“

Hermann wurde es warm vor Freude, Philipp vor Aufregung. Hermann packte den Freund bei den Schultern

und schüttelte ihn lachend.

„Stupsnas, erzähle doch. Ich muß dich soviel fragen. Wie sieht es im ‘Goldenen Anker’ aus? Ist dem Schnürres sein Schnürres wieder gewachsen? Eben habe ich noch an euch gedacht. Morgen oder übermorgen fährt der ‘Seeländer’ an Rheinhofen vorbei. Aber erst will ich dich zu Herrn Röntgen bringen. Du kennst ihn doch. Und er kennt dich. Steuermann Urban kennst du auch. Du, das ist eine herrliche Überraschung!”

Philipp hatte es gar nicht so eilig, Herrn Röntgen zu begegnen.

„Kannst du mir nicht erst das Schiff zeigen? Ich möchte es so gerne sehen. Besonders, wo die Kolben hin und her springen.”

„Stupsnas, was weißt denn du von Kolben? Hast du so gut behalten, was ich dir damals bei meinem Versuch vorgeführt habe?”

„Ja, klar, ich habe doch an dem Rad gedreht, und du hast den Schieber bedient.”

„Das hätte ich nicht gedacht. Stupsnas, unser Pferdephilipp, der mehr Pferdeverstand im kleinen Finger hat als ich im ganzen Kopf, kommt mich bei Nacht und Nebel besuchen und will was von der Maschine sehen. Da schlag einer lang hin!”

„Sprich doch nicht so laut, Hermann.” Philipp trat unruhig von einem Fuß auf den andern.

„Warum denn nicht?”

„Damit uns die Wache nicht hört.”

„Wache? Wir haben doch keine Wache an Bord. Wie kommst du denn darauf? Ich bin doch hier zu Hause.”

Hermann ging voraus zu Röntgens Arbeitsraum, in dem immer noch Licht brannte. Philipp folgte zögernd.

„Wer hat dich denn hergerudert?”

„Palms Egidius.“

„Und wer noch?“

„Ein Schiffer aus Braubach.“

„Wie heißt er denn?“

„Ich glaube nicht, daß du ihn kennst.“

„Und wenn ich nun gar nicht auf dem Schiff gewesen wäre?“

„Dann wäre ich über Bord gesprungen und an Land geschwommen.“

Röntgen war natürlich auch erstaunt, als sein Sekretär ihm den Philipp brachte. Doch er begrüßte ihn sehr freundlich. „Das nenne ich wahre Brüderschaft“, scherzte er. „Kommt der Bursche mitten in der Nacht an Bord, um seinen Freund wiederzusehen.“

Verlegen sah sich Philipp in dem elegant eingerichteten Raum um. Auf dem Schreibtisch häuften sich Papiere und Zeichnungen. Die holzgetäfelten Wände waren mit vielen Landkarten bedeckt. Eine Petroleumlampe hing an der Decke und verbreitete helles Licht.

Dieser Herr Röntgen sah doch eigentlich nicht wie ein Verbrecher aus. Philipp wurde rot bei dem Gedanken, drehte die Mütze in den Händen und blickte fragend zu Hermann.

„Na“, sagte Röntgen, der lächelnd das ungleiche Paar betrachtete, „ihr beiden habt euch wohl viel zu erzählen. Doch erst schlaft mal, morgen ist dafür noch Zeit. Nimm ihn mit in deine Koje, Hermann. Mach ihm ein Bett auf dem Fußboden. Das wird wohl für diese Nacht genügen.“

„Och, das will ich gar nicht, ich ...“

„Das wird sich schon finden. Hermann, Sorge für ihn. Bis morgen denn!“

Röntgen wandte sich wieder seiner Schreibarbeit zu. Die beiden waren entlassen.

„Du glaubst nicht, wie gut und wie klug Herr Röntgen ist“, sagte Hermann draußen. „Er hat den ‘Seeländer’ ganz allein gebaut. Ich habe soviel bei ihm gelernt. Er ist der beste Mensch auf der Welt.“

Philipp war in Gedanken versunken. Er schien gar nicht zu hören. Stumm trottete er hinter Hermann her.

„Stupsnas, ich bin ja so froh, daß du da bist. Erzähle doch mal endlich was! Wie geht es denn allen im ‘Goldenen Anker’? Kannst du dir vorstellen, wie ich mich auf morgen freue?“

Doch mit dem Erzählen wollte es bei Philipp nicht klappen.

„Kann ich nicht gleich mal die Maschinen sehen?“ verlangte er wieder. „Ist es nicht besser, wenn du sie mir in der Nacht zeigst? Dann ist doch keiner dabei.“

„Doch, es ist immer jemand bei den Maschinen. Auf die passen wir mindestens so gut auf wie du auf deine Pferde. Habt ihr was vom Fuchs gehört?“

„Nein, ich weiß nichts.“ Sie waren nun in Hermanns Schlafraum. Philipp legte unschlüssig die Woldecken zurück, mit denen er sich sein Nachtlager herrichten sollte. „Hat keinen Zweck, ich kann ja nicht hier auf dem Schiff bleiben.“

„Warum denn nicht?“

„Die holen mich doch wieder ab.“

„Wann denn?“

„Morgen, ganz früh. Ich wollte dich doch nur besuchen.“

Philipp schwieg eine Weile. Aber sofort kam ihm in den Sinn, was Palm ihm eingeschärft hatte: ‘Laß dich nur nicht von unserem Plan ablenken, sonst...’ Er wußte genau, was Palm ihm angedroht hatte. Er starrte auf die Kerze, die in einem gläsernen Wandkasten ruhig brannte. Dann bat er wieder:

„Zeigst du mir jetzt die Maschinen?“

Hermann war durch den unverhofften Besuch so fröhlich, daß ihm das beharrliche Drängen von Philipp gar nicht auffiel. Er dachte: die Neugier auf den 'Seeländer' ist so groß, daß er nicht mehr bis morgen warten kann. Deshalb willigte er endlich ein.

Unauffällig fühlte Philipp nach seinen prallen Brusttaschen, als sie den Schlafraum verließen. Wie kann der mein Freund sein? fragte er sich. Das Dampfschiff ist unser Feind. Die Flora ist tot. Ich bin vom 'Goldenen Anker' vertrieben. Die Maschinen sind schuld, Palm hat recht Sie dürfen nicht auf dem Rhein fahren. Er ballte die Faust in der Hosentasche und ging hinter Hermann her. Der Nachtwind schlug ihnen kalt ins Gesicht. Der 'Seeländer' kam Philipp unheimlich groß vor. Das Schiff lag still in dem breiten Strom. Ich muß es tun. Er biß die Zähne zusammen. Ich habe es Egidius Palm und den anderen versprochen.

Über eine schmale Treppe kletterten sie nach unten. Im Gang brannte eine Windlaterne. Hermann stieß die Flügeltür auf. Warme Luft schlug ihnen entgegen. Sie standen im Maschinenraum. Es war eine richtige Halle, mindestens so groß wie zu Haus der Pferdestall. Auf der rechten Seite erkannte Philipp den grauen eisernen Kessel. Er reichte bis fast an die Decke. Hinter dem Gestänge am großen Schwungrad arbeiteten zwei Männer. Sie wunderten sich nicht, daß Hermann noch so spät hier eintrat. Alle Leute auf dem 'Seeländer' waren es gewöhnt, daß der Sekretär von Mijnheer Röntgen zu jeder Tages- und Nachtzeit erscheinen konnte.

„Was tun denn die noch hier?“

„Das sind zwei Wärter. Den ganzen Tag hat die Maschine gearbeitet, ohne zu mucken. Jetzt muß sie nachgesehen werden, damit sie morgen wieder in Ordnung ist. Die ist ein bißchen größer als meine neben der Futterkammer, was?“

„Her mit dem Schraubenschlüssel!“ rief einer der Männer im blauen Arbeitskittel. Sie hockten im eisernen Gestänge.

Ihre Gesichter waren von Fett und Asche verschmiert. Philipp kam der ganze Raum unheimlich vor.

„Hier sind die Kolben“, erklärte Hermann weiter. Spiegelglatt schimmerten die eisernen Arme unter einer glänzenden Ölschicht. Philipp spürte, welche Kraft in den mächtigen Teilen stecken mußte.

„50 PS macht unsere Maschine, Stupsnas, weißt du, was das heißt? Sie ist so stark wie fünfzig Pferde. Die kriegen wir im ganzen ‘Goldenen Anker’ nicht zusammen. Und müde wird sie auch nicht. Der Dampf drückt auf die Kolben, die Kolben drehen das Schwungrad, und die Achse dreht die Schaufelräder im Wasser.“

Hermanns Stimme klang stolz und begeistert. Am liebsten hätte er das Schwungrad in Bewegung gesetzt. Er streichelte zärtlich über die blitzenden Speichen. Philipp sah ihn von der Seite an. Fünfzig Pferde hat diese Maschine im Leib. Fünfzig Pferde müssen sterben, weil sie stärker ist. Bald werden sie noch mehr von diesen Teufelsschiffen bauen. Was soll dann aus unseren Pferden werden? Egidius Palm hat recht. Dagegen müssen wir uns wehren.

Philipp sah sich um. Die beiden Maschinisten hockten am Boden und waren in ihre Arbeit vertieft. Sie konnten ihn nicht sehen. Wenn er jetzt den Sand in die blanke Büchse schüttete, dann war es morgen aus. Heute Nacht würde niemand mehr den Zylinder überprüfen. Dann fraßen sich die Körner in das glatte Eisen und klemmten den Kolben fest. Dann war es mit der stählernen Herrlichkeit der Maschine vorbei.

Es war stickig heiß hier unten im Maschinenraum. Wenigstens kam es dem Jungen so vor. Er riß sich die Jacke auf und schnappte nach Luft.

„Von Hanna hast du mir überhaupt noch nichts erzählt“, sagte Hermann und ging ein Stück weiter.

Jetzt wäre es Zeit gewesen, in diesem Augenblick. Philipp hätte nur ein Säckchen aus der Tasche zu ziehen und den Sand in den Zylinder zu schütten brauchen. Das war die Gelegenheit. Es zuckte ihm in den Fingern. Er hob die Hand. Da drehte sich Hermann wieder um. Hatte er etwas gemerkt?

„Was ist denn mit dir?“ fragte er. „Du bist ja ganz blaß.“

„Ich glaube ...“, stotterte Philipp, „ich finde ... Es ist heiß hier.“

„Da denke bloß mal an die Heizer, Stupsnas. Jetzt ist der Kessel nur lauwarm, aber wenn sie Kohlen aufwerfen, wenn die Maschine auf Volldampf arbeiten muß, dann glüht die Feuerung und denen läuft der Schweiß in Bächen über den nackten Rücken Das mußt du sehen. Sie schwingen ihre langen Schaufeln und schleudern zentnerweise die Kohlen in den Ofen, Jacke und Hemd ziehen sie aus, sie binden sich nur ein schmales Tuch griffbereit um den Hals, damit sie sich die Brühe aus dem Gesicht wischen können. Mensch, Stupsnas, du bist ja käsebleich geworden, ist dir schlecht?“

Tatsächlich, Philipp schnappte nach Luft. Er hatte Bauchschmerzen vor Aufregung. Der Raum mit dem Kessel und der Maschine begann sich vor ihm zu drehen. Trotzdem dachte er verbissen: Ich tu es doch noch, jetzt habe ich den richtigen Augenblick verpaßt. Aber morgen, morgen in aller Frühe!

Was war das nur mit ihm? Er mußte sich von Hermann unter den Arm fassen und nach oben führen lassen.

„Ja“, scherzte Hermann, „das ist eine andere Luft als in einem Pferdestall, was? Daran muß man sich erst gewöhnen.“

„Luft?“ stöhnte Philipp. „Das ist doch keine Luft. Das ist ein Gestank, ein . . . Höllendunst. Da könnte ich nicht leben.“

Wie tot fiel er auf die Decken, die ihm Hermann schnell auf dem Boden ausbreitete. Das Wasser rauschte an den Bordwänden, Philipp schlief sofort ein und atmete schwer. Im Traum sah er Palms Augen drohend auf sich gerichtet.

Palm schwang eine Peitsche, deren Riemen sich wie eine Riesenschlange um Philipp zu drehen begann.

Plötzlich schreckte er zusammen. Die Kerze im gläsernen Kasten brannte. An Deck rumorten schon die Matrosen. Langsam erkannte er, wo er war. Hermann kniete neben ihm und blickte ihm forschend ins Gesicht.

„Was ist denn, Stupsnas? Du stöhnst so furchtbar. Bist du krank?“

Philipp kam nur mühsam zu sich. Seine Jacke hatte sich beim Hin- und Herwälzen geöffnet. Die Spitzen der Sandsäcke guckten heraus.

„Was hast du denn so Schweres auf der Brust liegen?“

Es waren blauweiß karierte Säckchen, ähnlich denen, die Mutter Luise im Winter zum Verwahren der getrockneten Apfelstücke benutzte. Ehe Philipp es hindern konnte, zog Hermann die beiden Beutel hervor und wog sie in der Hand.

„Was ist denn das? Äpfelschnitzel sind es nicht. Das ist doch Er riß die Schleife auf. „Sand?“ staunte er, „Sand? Was willst du denn damit? Wenn es noch Hafer gewesen wäre, aber Sand?“

Die Kerze brannte mit hoher gelber Flamme, Mit einem Ruck setzte sich Philipp auf und zog die Knie an, als wolle er hochspringen. Da verstand Hermann mit einem Male, was Philipp auf dem Schiff gewollt hatte»

„Was?“ flüsterte er erregt» „Ist das möglich? Wolltest du den Sand wirklich in die Maschine streuen? Wolltest du, daß der ‘Seeländer’ nicht mehr weiterfahren kann?“

Philipp sagte gar nichts. Hilflos rieb er die Fäuste aneinander. In seinem Innern ging ein fürchterlicher Kampf vor sich. Sollte er lügen? Sollte er zur Tür springen und zuentkommen versuchen? Endlich antwortete er gepreßt: „Ja, das wollte ich. Weil ihr unsere Pferde kaputt macht. Die Flora ist schon gestorben. Weil wir dann nichts mehr verdienen.“



Fassungslos starrte Hermann den Jungen in den groben Kleidern und den schmutzigen Schuhen an. War das der Freund, mit dem er zusammen groß geworden war? Die Wut packte ihn.

„Solch ein dummes Geschwätz glaubst du? Was weißt du denn, was wir mit dem ‘Seeländer’ wollen? Gar nichts weißt du. Und das nennst du Freundschaft?

Schleichst dich heimlich an Bord, tust, als wolltest du mich besuchen, und hast dabei nur vor, unser Schiff zu zerstören? Jetzt weiß ich auch, warum du so schnell die Maschinen sehen wolltest! Daß du so gemein sein kannst! Wer hat dir denn das beigebracht? Wer hat dir denn diesen Blödsinn vorgelogen?”

Hermann holte tief Atem. Als Philipp noch mehr in sich zusammenkroch, fuhr er fort: „Du mußt sofort vom Schiff. Das wäre ja noch schöner! Das soll mein Freund sein? Wenn ich es Herrn Röntgen sage, läßt der dich bestimmt mitsamt deinen Sandsäcken ins Wasser schmeißen, daß du untergehst wie ein Stein. Und wenn ich das Hanna erzähle, brauchst du dich im ‘Goldenen Anker’ überhaupt nicht mehr blicken zu lassen. Weiß der Daniel das?”

Philipp hockte gekrümmt am Boden. Er hatte den Kopf in die Hände gepreßt. Und nun erst bemerkte Hermann, daß er bitterlich schluchzte.

Der hat ja mit allen Vorwürfen recht, dachte Philipp. Wie gemein war ich, daß ich das gewollt habe. Es ist doch der Hermann, der Bruder von der Hanna. Aber dann fiel ihm wieder Egidius Palm ein.

„Die schlagen mich tot“, stöhnte er, „wenn ich es nicht getan habe.“

„Wer?“

„Die mich abholen wollen!“

„Ist der Schnürres auch einer von denen?“

„Nein“, wehrte Philipp entsetzt ab, „der Schnürres weiß nichts davon.“

„Und wie kommt es, daß die Flora gestorben ist?“

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Das geht dich nichts an. Das kannst du doch nicht verstehen. Es hat ja alles keinen Zweck.“

Hermann wollte Klarheit haben. Philipp tat ihm nun doch leid. Sein Zorn ließ nach. Es war ja auch gar nicht möglich, daß Philipp so etwas allein ausgeheckt hatte.

„Guck mich doch mal an, Stupsnas“, bat er.

Widerstrebend hob Philipp das tränenüberströmte Gesicht. Dann begann er brockenweise zu erzählen. Von der Rekordfahrt, von Floras Sturz und wie sie erschossen werden mußte, von seiner Flucht aus dem ‘Goldenen Anker’, vom Floß und von Egidius Palm. Nach und nach redete er sich das Herz freier. Hermann unterbrach ihn nicht. Er setzte sich auf sein Bett und lauschte wortlos. Stupsnas, dachte er, du armer Kerl, was hast du alles mitgemacht!

Lange saßen sie sich stumm gegenüber. Hermann blies die Kerze aus. Der graue Morgen schien durch das Fenster in die kleine Kammer.

Was soll ich tun? überlegte Hermann. Fast ohne es zu wollen, begann er nun selber zu erzählen. Von der Fahrt nach

Rotterdam, vom Bau des 'Seeländer', von Röntgen, von den Zielen der Dampfschiffahrt. Philipp hörte zu.

„Ich habe das alles ja nicht gewußt, Hermann“, sagte er endlich. „Aber es hat nun keinen Zweck mehr. Jetzt ist es zu spät.“

Da hörten sie jemand rufen Was wollt ihr an Bord?“

„Wir wollen den Jungen abholen.“

„Welchen Jungen?“

„Der den Hermann Ehrsam besucht hat.“

„Gibt es hier nicht.“

„Doch!“

Hermann sprang auf. „Bleib hier!“ befahl er und schloß die Tür hinter sich. „Seid ihr Palms Egidius?“

Aus dem Nachen rief einer etwas, das wie 'Ja' klang.

„Der Philipp ist bei mir, der will nicht vom Schiff, der pennt noch.“

„Das glaub ich nicht. Aber wenn er nicht will, kann er nach Haus schwimmen und selber sehen, was aus ihm wird.“

„Aus dem wird noch was Ordentliches“, entgegnete Hermann scharf. „Paßt nur auf, daß mit euch alles gut geht.“

„Los!“ sagte Palm schnell zu seinem Begleiter, der den Nachen am Radkasten festhielt. „Da ist eine Lumperei im Gange. Wenn der Bengel mir unter die Finger gerät!“

„Halt's Maul da unten und haut ab!“, schnauzte der Matrose neben Hermann. „Sonst zieh ich euch eine mit dem Tauende über die Flossen.“

„Lumpenhunde! Verräter! Armselige Maschinenknechte!“ schimpften die Schiffer. Der Nachen löste sich und verschwand in der Dämmerung.

Als Hermann zurückkam, kauerte Philipp immer noch in der Ecke. Die blau und weiß karierten Säckchen lagen auf Hermanns Bett. „Stupsnas, guck mich an!“ Zögernd wandte sich Philipp ihm zu.

„Wenn du es Röntgen sagst, muß ich über Bord springen. Warum hast du mich nicht mit denen weggelassen? Oder willst du mich hier als Verbrecher einsperren lassen?“

„Das traust du mir doch nicht zu.“

Von diesem Augenblick an wußte Hermann genau, was er zu tun hatte. Er schob die beiden Beutel unter seinen Rode und zog Philipp mit hinaus. Sie traten auf die Backbordseite. Im beginnenden Morgengrauen hob sich das jenseitige Ufer dunkel vom Horizont ab. Flußabwärts schimmerten die Umrisse der Insel Namedy. Die Weinberge der Leutesdorfer Höhen waren noch schattenschwarz. Es sah nicht so aus, als ob es ein sonniger Tag würde. Nebel kroch über den Fluß.

Die beiden traten an die Bordwand. Niemand war in der Nähe. Die Stimmen der Matrosen klangen undeutlich vom Heck herüber. Hermann beugte sich vor und ließ die beiden Säckchen aus seiner Jacke gleiten. Es war kaum zu hören, als sie ins Wasser fielen.

„Die findet keiner mehr“, sagte er und legte Stupsnas den Arm um die Schulter. Philipp tat einen tiefen Seufzer. Mit dem Sand war eine schwere Last von ihm abgefallen. „Hermann...“

Hinter ihnen hatte sich eine Tür geöffnet.

„Guten Morgen, Mijnheer Röntgen!“ rief Hermann.

„Na, ihr beiden Treuen, schon so früh auf den Beinen?“

„Es hat dem Philipp keine Ruhe gelassen. Denken Sie sich nur, gestern abend wollte er noch die Maschinen sehen.“

„So, dann ist er doch nicht nur deinetwegen an Bord gekommen?“

„Doch. Aber er war natürlich sehr neugierig auf den ‘Seeländer’ Das sind ja alle Leute am Rhein. Darf ich Sie etwas fragen, Mijnheer Röntgen?“

„Natürlich, Hermann.“

„Ich dachte, weil doch gestern in Andernach der Kutscher von Herrn Merkens krank geworden ist, ob nicht der Philipp

die Stelle so lange übernehmen könnte.”

„Guter Gedanke. Dann könnte dein Freund bei uns bleiben. Mir wäre das recht. Ich werde gleich einmal mit Herrn Merkens darüber sprechen. Ich gehe in den Maschinenraum.”

„Wie?” staunte Philipp, „habt ihr denn auch eine Kutsche an Bord?” Er glaubte, nicht recht verstanden zu haben.

„Nicht bloß eine Kutsche, sondern auch ein Pferd. Der ‘Seeländer’ soll später auch solche Reisende befördern, die mit ihren Kutschen und Pferden zu Land weiterfahren wollen.”

„Ein Pferd? Wo ist es denn?” Philipps Augen leuchteten. Die trüben Gedanken fielen von ihm ab. Wie lange war es her, daß er in einem Pferdestall gewesen war!

„Hinten auf dem Achterdeck. Ich habe es mir noch nicht genau angeguckt, weil ich keine Zeit dafür hatte.”

DIE ÜBERRASCHUNG



Inzwischen war es heller geworden. Beide Ufer des Rheins traten deutlicher hervor. Die Jungen gingen an den mächtigen Wasserrädern vorbei. An den großen Kajüten und am Pavillon waren die Fenstervorhänge noch zugezogen. Aus dem schlanken Kamin des 'Seeländer' stieg dunkler Qualm. Auf einmal begann der Schiisrumpf zu beben, der Boden zitterte, ein dumpfes Dröhnen drang von unten herauf.

Philipp hob erstaunt den Kopf. „Die Maschine läuft an“, erklärte Hermann. „Wir lassen sie morgens immer erst eine Zeitlang arbeiten, damit sie warm wird, ehe wir die Räder einschalten.“

Philipp hörte das Rattern. Aber im Augenblick bedeutete ihm die Maschine gar nichts. Er dachte nur noch an das Pferd. Gleich hinter dem zweiten Mast stand eine Kutsche unter einem Leinwandschuppen. Die Deichsel war hochgeklappt. Die Räder waren mit Keilen am Deck befestigt. Ein hölzerner Käfig schloß sich an, dessen Wände gleichfalls aus Segeltuch bestanden. Auf einmal war Philipp eilig. Er drängte Hermann beiseite und trat als erster ein. Das Pferd stand vor einer leeren Raufe. Es war hellbraun, blank und gut gepflegt.

Wie angewurzelt blieb Philipp stehen, die Segeltuchtür in der Hand. Seine Augen weiteten sich vor Staunen.

„Fuchs“, lockte er leise, „Fuchs, Fuchs!“

Sofort drehte das Pferd den Kopf. Auch Hermann, der den Hals über Philipps Schulter reckte, sah es jetzt: Auf der Stirn hatte das Pferd einen fünfzackigen weißen Stern. Philipp schlang dem Tier die Arme um den Hals und zog den Kopf dicht zu sich heran. Das Pferd schnaubte bei der Liebkosung und hielt unbeweglich still.

„Er ist es, Hermann, glaubst du es? Ich hätte die weißen Strümpfe gar nicht zu sehen brauchen.“ Philipps Stimme war voller Glück und Freude.

„Kann das denn stimmen? Jetzt bin ich schon einen ganzen Tag mit diesem Pferd zusammen an Bord und habe nicht gemeint daß es unser Fuchs ist?“

„Das kommt, weil du es noch gar nicht gesehen hast.“

„Das stimmt“, sagte Hermann kleinlaut. „Ich wußte zwar, daß die Matrosen eine Kutsche und ein Pferd an Bord gebracht hatten. Ob es aber ein Schimmel, ein Brauner oder ein Fuchs war, darum habe ich mich überhaupt nicht gekümmert.“

„Ist ja auch nicht schlimm, Hermann. Hauptsache, wir haben ihn wieder. Ich kann es noch gar nicht glauben.“

Philipp schlug die eine Segeltuchwand zurück. Das Licht fiel jetzt voll auf das Pferd. Der Fuchs schnaubte erneut und begann zu scharren.

„Erkennst du mich wieder? Weißt du noch, wie du dem Schnürres und mir auf dem Leinpfad geklaut worden bist? Ist der Halunke auch gut zu dir gewesen?“

„Der Herr Merkens, dem auch die Kutsche gehört, hat ihn bestimmt nicht gestohlen. Der ist kein Halunke.“

„Hast du nicht gesagt, daß er aus Köln ist? Hast du nicht einen Fuchs mit einem fünfzackigen Stern auf dem Markt gesehen? Könnte es nicht sein daß der Halunke ihn in Köln verkauft hat?“

„Aber der hatte doch keine weißen Strümpfe an den Füßen.“ Hermann hob zweifelnd die Schultern.

Ein Glocke ertönte an Deck. Auf dem ‘Seeländer’ wurde es lebendig. Ein Matrose kam und rief Hermann zu Herrn Böntgen.

Philipp blieb bei dem Fuchs. Das Wiedersehen erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er lustig zu pfeifen begann. Der ‘Seeländer’ schien ihm auf einmal ein wunderbares und gutes

Schiff zu sein, weil er hier den Fuchs gefunden hatte. Für Philipp begann jetzt der Tag, als sei er im Pferdestall zum 'Goldenen Anker'. Er kümmerte sich um nichts, was an Bord vorging. Er begann sofort das Pferd zu putzen.

Erst ein schriller Pfiff brachte ihn dazu, den Kopf zu heben und sich umzuschauen. Wieder schlug die Glocke an. Die Matrosen unterbrachen die Morgenarbeit und zogen die Mützen ab. Philipp folgte ihrem Beispiel. Er wußte, was sich an Bord gehörte. Soviel verstand er denn doch von der Schifffahrt.

„In Gottes Namen!“ Der neue Tag an Bord begann.

Das Stampfen der Maschine verstärkte sich. Die Planken zitterten heftiger. Philipp hielt sich an der Raufe fest. Die roten Schaufeln drehten sich. Auf beiden Seiten des 'Seeländer' begann es mächtig zu rauschen. Steuermann Urban gab von seiner hohen Kanzel aus laute Befehle. Das Schiff setzte sich in Bewegung. Fast gleichzeitig ließ das Schwanken nach. Das zischende Gebrüll neben dem dampfenden Schornstein ging in ein sanfteres Sausen über.

Der Fuchs legte die Ohren zurück und hob den Kopf. Philipp streichelte ihm den glatten Hals und redete ihm zu. Der 'Seeländer' schob sich vom Andernacher Ufer in den Strom hinaus. Die Stadt mit ihren Dächern und Türmen hinter der hohen Mauer blieb zurück.

Hermann war auf den Steuerstuhl geklettert. Er legte die Hände trichterförmig an den Mund und schrie: „Wir fahren, Stupsnas, jetzt gehts nach Koblenz!“

Leider war das Wetter gar nicht gut. Graue Nebelwolken zogen über den Strom heran. Das Wasser war während der Nacht noch weiter gestiegen und hatte sich graubraun gefärbt. Die Berge hüllten sich in Dunst.

Philipp freilich achtete im Augenblick weniger auf die Landschaft als auf sein Pferd. Und als es endlich zu seiner Zufriedenheit geputzt war, kümmerte er sich um sich selbst.

Er schämte sich ein wenig, weil Rock und Hose armselig aussahen. Sorgfältig klopfte er sich das Heu von der Jacke. Die Hose reinigte er mit der Pferdebürste. Die Schuhe rieb er mit einem Strohwisch ab. Hermann dagegen, der eben herankam, um ihn abzuholen, sah richtig wie ein junger Herr aus. Er trug einen blauen Anzug. Auf seinem Rock glänzten gelbe Knöpfe, und jedem Knopf war ein Anker eingepreßt. Philipp betrachtete den Freund mit verlegenem Staunen. Auf dem Schiff war alles viel feiner, als er gedacht hatte. Noch einmal wusch und bürstete er sich die Hände im Putzeimer.

Langsam schlenderten sie über Deck. Die Matrosen schrubbten die Planken. Die Messinggriffe an den Türen glänzten. Die grünweißen Fenstervorhänge waren hochgezogen. Durch die blanken Scheiben konnte Philipp jetzt auch in den Salon sehen. Dort saßen die Damen und Herren beim Frühstück. Ein Mädchen in holländischer Tracht brachte das kleine Kind von Mevrouw van Vollenhoven herein. Es lag auf einem Spitzenkissen und war mit rosa Seidentüchern zugedeckt.

„Daß die Frau keine Angst hat!“

„Warum denn? Sie will ja gerade zeigen, daß auch der kleinste Säugling bei uns gut aufgehoben ist. Die Leute in Köln waren alle begeistert darüber, daß wir solch einen winzigen holländischen Fahrgast an Bord haben. Hast du vielleicht Angst?“

„Nö, ich kann ja auch schwimmen.“

„Und ich kann nicht schwimmen und habe doch keine Angst.“

„Das hättest du aber jetzt lernen müssen, wenn du Schiffsbauer wirst.“

„Meinst du? Ich will doch Schiffe bauen, die nicht untergehen. Sonst hätte ich ja Schwimmeister werden müssen.“

Eine Weile drängte die Sonne die Wolken beiseite. Kräftig furchte der 'Seeländer' seine Bahn durch die dunkle Flut. Die roten Schaufeln warfen das Wasser schäumend auf. Hinter den Rädern brodelten die hohen Wellen.

„Warum ist denn der Kamin so hoch?“

„Damit er besseren Zug gibt für die Feuerung und damit der Qualm und der Ruß nicht unsere Fahrgäste belästigen.“

„Können wir mal ganz vorne hingehen?“

„Klar.“ - Sie gingen unten am Steuerstuhl vorbei. Das war der kastenartige Aufbau, der sich über Röntgens Arbeitsraum erhob. Er war mit einem brusthohen Geländer umgeben. Ein Dach hatte er nicht. Oben thronte Urban wie auf einer großen Kanzel. Nach allen Seiten konnte sein Blick frei über das Schiff gehen. Seine Hände hielten das Steuerrad. Von ihm und seiner Aufmerksamkeit hingen der 'Seeländer' und seine Fahrgäste ab.

„Drei Anker haben wir“, sagte Hermann stolz, als sie am Bug standen, wo sich das Deck keilförmig zuspitzte. „Jeder wiegt zehn Zentner. Zwei hängen vorne, einer hinten. Aber keiner ist aus Gold, Stupsnas. Sie sind in Rotterdam aus bestem Eisen geschmiedet. Ich habe gesehen, wie sie rot im Feuer glühten. Ob sie wohl im 'Goldenen Anker' wissen, daß wir morgen vorbeikommen?“

Philipp zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete: „Daß du mit dem 'Seeländer' vorbeifährst, das wissen sie bestimmt. Aber daß ich dabei bin, davon haben sie keine Ahnung.“

„Das rufen wir ihnen zu, damit sie dich erkennen Ich werde Urban bitten, daß er nahe am Ufer vorbeisteuert. Jetzt hat Babette gerade den Kaffee auf den Tisch gebracht.“

Da sagte Philipp leise: „Hermann, ich habe Hunger.“

„Kohldampf hast du? Ach du arme Stupsnas, das habe ich ja ganz vergessen. Du hast ja überhaupt noch nicht gefrühstückt. Du warst so mit dem Fuchs beschäftigt. Dann wird's aber Zeit. Schnell zum Smutje.“

„Wohin?“

„Zu Hendrik, unserem Küchenjungen. Der ist beim dicken Jean in der Lehre.“

SPIEGELEI MIT SCHINKEN



Sie kletterten abwärts, gingen aber diesmal nicht nach rechts zum Maschinenraum, sondern nach links. Kaffeeduft schlug ihnen entgegen.

„Was sagst du nun, Stupsnas? Das riecht wohl nicht nach Höllendunst? Der ‘Seeländer’ scheint dir bisher nicht sehr imponiert zu haben. Aber hier staunst du, was? Die Küche ist zwar nicht so groß wie die im ‚Goldenen Anker‘, aber hier wird gekocht, daß dir das Wasser im Mund zusammenläuft.“

„Das tut es schon“, antwortete Philipp ehrlich. Der dicke Koch kam herbei.

„Das ist die Küche? Die ist ja nicht größer als eine Möpkesbude!“

„Was sagt Junge?“ krächte der französische Koch und rollte seine schwarzen Augen. „Möpsbude? Hier keine Hunde und hier keine Bude, Möpse bei mir verboten.“

Hermann lachte. „Nein Jean, von einem Mops hat Philipp nichts gesagt. Möpkesbude das ist so ein Verkaufsstand auf der Kirmes, wo es Zuckerzeug und allerhand Zauber gibt.“

„Richtig, Jean ist Zauberer.“ Vergnügt hob der Küchenmeister beide Hände und knipste mit den Fingern, daß es knallte. Es sah aus, als wolle er einen großen Hokuspokus machen. Eng spannte sich die blütenweiße Schürze um den runden Bauch. Eine schneeweiße Jacke hatte er an, und den Kopf schmückte eine wunderbare weiße Zuckerbäckermütze.

„Kann ich für meinen Freund ein Frühstück haben? Er hat seit gestern mittag nichts mehr gegessen.“

„O arme Junge, gleich sofort, direkt. Smutje, her mit Pfanne.“

Hendrik huschte herbei, ein schmaler Junge mit wasserblauen Augen. Jean zwickte ihn blitzschnell in die Nase und pfiß durch die Zähne. Der Smutje sauste wie ein Wiesel hin und her. Eins, zwei, drei schwang der Küchenmeister eine Pfanne in der Hand, schlug wie ein Zauberer mit wirbelnden Handbewegungen vier Eier entzwei, Fett brutzelte, Schinken duftete. Ehe Philipp es sich versah, steckte ihm der Koch eine große Schnitte Weißbrot in den Mund und hielt ihm einen Teller mit Spiegelei und Schinken entgegen. Schon kaute er mit vollen Backen. Der Smutje zwinkerte Hermann zu.

Ein Kellner im Frack stürmte mit wehenden Rockschoßen herein.

„Milchkakao für die Damen!“

„Allez, Smutje, Kanne, Tassen, Tablett.“

Wieder wieselte Hendrik um den Herd herum und griff die Sachen aus den Regalen. Jean pfiß leise durch die Zähne und schmunzelte vergnügt, als er sah, wie es Philipp schmeckte.

Der staunte über die Ordnung in der kleinen Küche. Auf der schmalen Herdplatte baute Jean gerade vier Töpfe übereinander. Jeder paßte genau mit dem Boden in den oberen Rand des unteren. Es war ein richtiger Topfturm. Pfannen, Schüsseln, Löffel, Teller, Schöpfkellen, Salzfaß und Pfefferdose, jedes Stüde hatte seinen bestimmten Platz.

„Überall Maßarbeit, Stupsnas. Jede Ecke ist prima ausgenutzt. Auch für die Küche habe ich bei Herrn Röntgen Zeichnungen machen müssen. Er sagt, auf einem Schiff haben die Reisenden immer Hunger, und wenn sie gut zu essen kriegen, dann fahren sie auch gerne mit uns. Der kupferne Kessel dort ist unsere Patentspülmaschine. Die gibt es auf den feinsten englischen Dampfern nicht so schön. Das Rohr, das in der Mitte steht, ist ganz mit glühenden Kohlen gefüllt. Das ist unsere eigene Erfindung. Auf diese Weise bleibt das Wasser immer heiß. Zu Hause müssen Babette und Mutter lauern und warten, bis sie spülen können. Aber das

sag ich dir, solch ein Ding wird für den 'Goldenen Anker' auch gebaut

Philipp nickte zwar eifrig, aber seine Gedanken waren gewiß mehr beim Frühstück als bei der Spülmaschine. Zwei dick gebutterte Stücke Weißbrot hatte er verzehrt, und von den Spiegeleiern mit den Schinkenstreifen war auch kein Krümchen mehr übriggeblieben. Seit dem Ochsenfleisch auf dem Floß hatte ihm nichts mehr so gut geschmeckt. Der dicke Jean war zufrieden mit seinem Gast. „Ist gute Stupsnas! Ich lieben Leute, die viel essen. Du nie großer Mann, Hermann. Du essen nicht genug. Und Hendrik kein guter Koch. Fleißig der Junge, aber will nicht essen.“

„Mijnheer Röntgen ißt auch nicht viel“, verteidigte sich Hermann, „nicht wahr, Smutje? Und er ist doch ein großer Mann.“

Krach! Oben ertönte ein ohrenbetäubender Knall, die Schüsseln und Tassen klirrten, die Töpfe klapperten. Philipp schreckte zusammen. Jean hob beschwörend die Hände und stöhnte mit schmerzverzerrtem Gesicht: „Furchtbar, ich noch sterben von das Schießerei.“

„Keine Angst“, beruhigte Hermann, „der Dampfkessel ist nicht geplatzt. Das kommt bei uns nicht vor. Neuwied ist wohl in Sicht. Damit die Leute unsere Ankunft merken, lösen wir bei jedem größeren Ort ein paar Böllerschüsse. Schönen Dank für das Frühstück, Jean. Ich glaube, es hat Stupsnas gut geschmeckt.“

„Ich danke auch schön“, sagte Philipp und wischte sich den Mund.

„Also, wenn du Hunger, komm bei mir. Hier du immer gut essen, Stupsnas.“

Philipp nickte eifrig. Hendrik winkte ihnen aus der Ecke zu und wollte sich auch verabschieden. Jean pfiff durch die Zähne und scheuchte ihn zurück.

HOCHWASSER IN NEUWIED



Philipp und Hermann stürmten zum Vorderdeck. Mehrere Matrosen standen bei dem Boller. Er sah aus wie eine kleine dicke Kanone. Der Bootsmann

stocherte mit einer vorne glühenden Eisenstange im Zündloch. Bumm! Der Schuß krachte. Hermann preßte sich zum Spaß die Hände gegen die Ohren. Pulverdampf stieg aus dem Rohr auf und wehte nach hinten. Die Regenwolken hatten sich etwas gehoben. Die Berge waren zurückgetreten, das Rheintal war hier ziemlich weit. Das Wasser hatte die Ufer überschwemmt. Vom Leinpfad war schon nichts mehr zu sehen. Der Rhein war fast so breit wie im Niederland. Urban steuerte den 'Seeländer' nahe an Neuwied heran. Die Häuser lagen nur einen Steinwurf weit entfernt.

„Ob uns hier niemand zuwinken will?“ fragte Hermann erstaunt.

Bald aber erkannten sie, daß das Wasser die Straßen und die Keller bereits überspült hatte. Bei einigen Häusern reichte die Flut schon bis an die unteren Fenster. Wieder krachte ein Schuß.

„Weil hier die Verwandten von Herrn Röntgen wohnen, deshalb läßt er dreimal schießen“, hatte Hermann gerade gesagt, als Röntgen nach vorne eilte. „Aufhören!“, befahl er. „Die haben keine Zeit für uns, die haben genug mit sich selbst zu tun.“

Der 'Seeländer' hatte sein Tempo verlangsamt. Fast alle Fahrgäste standen an der linken Seite des Schiffs und schauten hinüber auf die vom Wasser bedrohte Stadt.

„Da stamme ich also her“, sagte Röntgen. „Dieses Mal kann ich Neuwied nicht besuchen. Mein Großvater war hier ein berühmter Mann, und mein Vater ist auch hier geboren. Auf

der Rückreise wollen wir anlegen. Jetzt habe ich dafür keine Ruhe. Erst muß die große Probe bestanden sein. Erst müssen wir beweisen, daß der 'Seeländer' das schwierigste Stück des Rheins befahren kann. Wenn das nicht gelingt, will ich Neuwied überhaupt nicht sehen."

Röntgen hielt sich mit beiden Händen am Geländer. Im trüben Licht des Herbstmorgens blieb die Stadt schon ein Stück zurück. Da sahen sie ganz nahe am Ufer ein kleines Haus. Es war bereits bis zur Mitte der Fenster vom Wasser umspült. Auf dem Dach hockten ein Mann, eine Frau und zwei Kinder. Sie hatten ein Bettlaken an eine Stange gebunden und schwangen es hin und her.

„Hilfe!“, schrien sie, „Hilfe, rettet uns!“ Die Kinder weinten und klammerten sich ängstlich an die Mutter. Der Vater hatte sich und seine Familie mit einem Strick am Kamin des Daches festgebunden.

Röntgen überlegte, jeder Aufenthalt bedeutete für den 'Seeländer' unwiederbringlichen Zeitverlust. Er durfte sich eigentlich die Fahrt durch nichts stören lassen. Aber hier waren Menschen in Gefahr. Deshalb befahl er nach kurzem Zögern:

„Los, Bootsmann, rudern Sie hinüber. Setzen Sie die Leute in der Stadt ab. Eine Stunde gebe ich Ihnen Zeit. Ich lasse den 'Seeländer' mit dem Strom zurückgehen. Denn zu Berg können Sie bei dem Wasser nicht rudern. Gleich unterhalb von Neuwied nehmen wir Sie wieder an Bord. Vier Matrosen in den Kahn.“

Hermann atmete auf. Er ahnte, welche Überwindung dieser Entschluß Röntgen gekostet hatte.

„Wollen Sie nicht selbst mit?“ fragte er. Röntgen verneinte.

„Ich verlasse den 'Seeländer' nicht. Keine Minute geh ich vom Schiff, ehe nicht das Ziel erreicht ist. Neuwied läuft mir nicht fort. Aber du darfst mit“, fügte er hinzu, „wenn du willst.“

„Ja“, sagte Hermann freudig. Er sprang in den Nachen, den die Matrosen nach vorne gezogen hatten. Das Wasser schäumte. Sie kamen gut weg. Im Takt tauchten die Ruder ein. Als sie sich dem Dach näherten, sahen sie die ängstlichen Gesichter.

Der Bootsmann sorgte dafür, daß der Kahn genau längsseits am Dach ankam. Dann warf er dem Mann ein Fangseil zu. Erst hatte die Frau keinen Mut, sich mit den Kindern hinunterrutschen zu lassen.

Ihr Mann knotete sie los. Der Bootsmann wollte ein Kind nach dem andern ins Boot heben. Die Mutter ließ es nicht zu. Sie hatte die Arme fest um die beiden Kleinen geschlungen. Der Vater

redete auf sie ein. Der Nachen schwankte. Jan beugte sich weit vor und breitete die Arme aus. Da schloß die Frau die Augen, umklammerte ihre Kinder noch fester und ließ sich rutschen. Jan fing sie alle drei auf und reichte sie in den Kahn herein. Mit einem Sprung folgte der Mann. Er zitterte. Auch in seinem Gesicht war deutlich die ausgestandene Angst zu sehen.

Hermann konnte gerade noch einen Blick durch die zerbrochenen Fenster in die Küche werfen. Tisch und Stühle schwammen darin herum. Die Flut hatte die Tür aufgestoßen und trug den Hausrat fort.



„Was ist das für ein Schiff?“ fragte der Mann. Hermann wandte sich um. Der ‘Seeländer’ lag groß mit seinem hellgrünen Leib auf dem Rhein. Für den, der noch nie ein Dampfschiff gesehen hatte, mußte er erschreckend wirken. Aus dem hohen Kamin quoll der Qualm in dichten Wolken. Über den Wasserrädern sprühte der helle Schaum. Kein Segel wehte am Mast. Und doch war er gegen die Strömung gefahren. Hermann erklärte das dem Mann in aller Eile. Der schüttelte ungläubig den Kopf.

„Aber ich danke euch“, sagte er, als könne er immer noch nicht verstehen, daß er mit seiner Familie dem Tod entronnen war. Zum Glück hatte der Regen aufgehört. Jan hatte der Frau und den beiden Kindern seine dicke Jacke umgehängt. Die Matrosen ruderten kräftig auf die Häuser von Neuwied zu. In den Straßen ließ die Strömung nach. Aus vielen Fenstern blickten Leute, die mit der Rettung ihrer Sachen beschäftigt waren. Überall pendelten kleine Flöße und Boote zwischen den Häusern hin und her. Hermann sah, daß die Straßen alle wie die Linien auf einem Schachbrett angeordnet waren. Röntgen hatte ihm davon erzählt. Die Häuser waren groß und machten einen reichen Eindruck. Breiter waren sie jedenfalls als viele Häuser in Rotterdam oder Köln. Der

Bootsmann steuerte auf eine Landungsstelle zu, an der gerade ein Platz für einen Kahn frei war. Viele Leute verluden dort Säcke und Kisten.

Die vier Geretteten stiegen aus und bedankten sich herzlich. Der Mutter liefen die Tränen übers Gesicht. Sie wollte die Hand des Bootsmanns gar nicht loslassen.

Inzwischen sprach Hermann mit einem Neuwieder Küfer, der auf dem Landsteg stand. „Wo wohnt denn hier die Familie Röntgen?“

„Das Haus von Röntgens? Das ist in der Pfarrstraße. Ne, so weit ist das Wasser noch nicht. Da könnt ihr nicht mit dem Kahn hinfahren.“

„Steigt denn der Rhein hier jedes Jahr so hoch?“

„Ne, nicht immer, nur manchmal noch ein bißchen höher“, lachte der Küfer. „Aber deshalb haben wir keine Angst. Gucken Sie mal hier die Straße rauf, junger Mann. Die Häuser sind alle gleich hoch. Und in den Mansarden haben wir überall Türen zum Nachbarhaus, so daß wir bequem hinübergehen können. Wir backen unser Brot im ersten Stock. Und wenn das Hochwasser da ist, sitzen wir gemütlich und warten, bis es wieder fällt.“

„Los! Herr Sekretär“, mahnte Jan, „für uns wird es Zeit. Mijn- heer Röntgen wartet nicht gern, das wissen wir. Oder soll der ‘Seeländer’ ohne uns zu Berg?“

Mühelos erreichten sie das Schiff. Hermann berichtete Röntgen, was sie in Neuwied erlebt hatten.

HERR MERKENS MUSS SICH WUNDERN



Der 'Seeländer' dampfte nun wieder mit voller Kraft voraus. Gerade als Hermann zu Ende erzählt hatte, kam ein stämmiger Herr mit dunkelbraunem Mantel über Deck, den Kragen hochgeschlagen und die Hände in den Taschen. Er strahlte übers ganze Gesicht. Seine kleinen Augen blinkerten fröhlich in ihren Fettpolstern.

„Das ist wirklich fein, Herr Röntgen“, sagte er im gemütlichsten kölnischen Tonfall, „wie der 'Seeländer' uns heute wieder den Rhein rauftransportiert. Daß Sie die Leute in Neuwied haben retten lassen, hat mir das Herz so richtig froh gemacht. Wer was für andre übrig hat, dem soll selbst auch was gegönnt sein. Nein, der 'Seeländer' ist ein wunderbares Stück. Ich glaube, die Sache ist schon gemacht. Wir Kölner sind uns jedenfalls einig. Da gibt es nichts andres: Wir kaufen die Aktien und beteiligen uns an der Gesellschaft. Das sieht ja jedes Kind, das muß ja ein Blinder mit dem Krückstock fühlen, welche Zukunft die Dampfschiffahrt auf dem Rhein hat. Unter uns gesagt“, setzte er leiser hinzu, „das ist ein gefundenes Geschäft.“

Der Mann konnte reden! Sein Doppelkinn wackelte vor Vergnügen. Der ganze Mensch strahlte unwiderstehlich gute Laune aus.

„Lieber nicht zuviel Lorbeeren auf Vorschuß, Herr Merkens“, wehrte Röntgen bescheiden ab. „Doch bin ich ganz Ihrer Ansicht, der 'Seeländer' wird es schaffen.“

„Das haben wir gestern schon gesagt. Wir werden mit den Hollandern abschließen. Ich glaube, das ist eine gute Tat für alle Lander am Rhein. Sie sollen mal sehen, wenn wir den Anfang machen! Der Herr Boisseree, auf den bei uns alle hören, denkt genau so. Und der Herr von Cotta ist ja so ein kluger und vornehmer Mann. Der hat die Schiffahrt auf dem

Bodensee unter sich, das wissen Sie ja. Ich habe so den Eindruck, Herr Röntgen, als wenn der bei Ihnen auch noch so zwei oder drei Schiffchen bauen läßt. Das wär nicht schlecht, was?”

„Das wäre natürlich großartig für unsere Werft, Herr Merkens. In wenigen Tagen wird sich zeigen, ob Sie recht haben.”

„Daran ist doch gar kein Zweifel.”

„Da fällt mir was ein, Herr Merkens. Es ist doch Ihr Reisewagen, der auf dem Achterdeck steht, und Ihr Pferd, nicht wahr?”

„Klar, ich habe ihn doch extra mit an Bord gebracht, damit wir beweisen, daß auch Pferd und Wagen mit unserem Schiff fahren können. Mit dem Kutscher ist das nur dumm, daß der krank geworden ist. Der Mann tut mir leid. Der ist sonst sehr zuverlässig, wirklich. Ich brauche ihn zwar nicht, denn ich wollte natürlich gar nicht unterwegs aussteigen. Aber einen Pferdepfleger brauche ich. Wird sich doch wohl einer unter der Mannschaft finden, was?”

„Grade darüber wollte ich mit Ihnen sprechen, Herr Merkens. Es hat sich schon einer gefunden.”

„Sie haben schon einen, der für das Pferdchen sorgt? Das ist ja wunderbar, das nenne ich wirklich aufmerksame Reisebetreuung. Keiner wird vergessen, kein Mensch und kein Tier.”

„In Andernach ist einer an Bord gekommen.”

„Daran haben Sie gedacht? Das ist ja direkt vorbildlich.”

„Nein”, entgegnete Röntgen, „ganz so weit ging meine Vorsorge nicht. Es war mehr ein Zufall, der mir zu Hilfe kam. Wenn es stimmt, sogar ein merkwürdiger Zufall. Ein Pferdejunge stieg an Bord

„Das. genügt ja auch, genügt vollkommen. Es handelt sich nur darum, daß mein Pferd anständig gepflegt wird. Wissen Sie, darauf lege ich nämlich Wert. Das kann ich mir als

Kölner Kaufmann und Ratsherr ja auch leisten. Da sind mir die Gröschelchen nicht zu schad für. Und dann tu ich das vor allem aus Tierliebe. Meine Pferde müssen immer prima gestriegelt und gebügelt sein.”

„Hat er schon getan, der Junge

„Her mit ihm, dann soll er gleich ein Trinkgeld haben. Das hat er verdient. Schon für die freiwillige Arbeit. Mein Stallmeister, der Anton

„Mit dem Jungen hat es seine besondere Bewandtnis, Herr Merkens.”

„Besondere Bewandtnis? Was ist denn mit ihm?”

„Es ist im Grunde kein Zufall

„Was sagen Sie, es ist kein Zufall? Eben haben Sie gesagt, daß er zufällig an Bord gekommen ist. Und jetzt sagen Sie, es ist kein Zufall. Nun verstehe ich gar nichts mehr.”

Herr Merkens bog den Oberkörper etwas zurück, sein Doppelkinn legte sich in erwartungsvolle Falten.

Nach kurzer Überlegung sagte Röntgen: „Richtig verstehe ich es auch noch nicht, Herr Merkens.”

Sofort fiel der Kölner wieder ein: „Also, da hören Sie mal, Sie machen mich ja tatsächlich immer neugieriger.”

„Ich wollte sagen: es ist kein Zufall, daß sich der Junge sofort und so fleißig um das Pferd bemüht hat.”

„Na, wieso? Wenn er doch Pferdejunge von Beruf ist, ist das doch eigentlich kein Wunder.”

„Da ist er ja”, sagte Röntgen. „Philipp komm doch mal her.”

„Philipp heißt du? Hier hast du einen Taler als Handgeld. Damit bist du als Pferdejunge bei mir angeheuert, wie man an Bord wohl sagt. Steck ihn ein.”

Errötend und zögernd wog Philipp das Geldstück in der Hand.

„Dafür, Jung, daß du meinen Fuchs weiterhin gut versorgst.”

„Ihren Fuchs“, sagte Röntgen. „Das ist es nämlich gerade! Der Philipp behauptet, das Pferd gehöre ihm.“

Was?“ entrüstete sich Herr Merkens lachend, „was behauptet der Jung? Das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Das Pferd soll ihm gehören?“

„Nicht eigentlich ihm selbst“, versuchte Herr Röntgen zu erklären, „sondern dem Vater meines jungen Sekretärs hier, in dessen Haus Philipp als Pferdejunge Dienst tut.“

„Das war nämlich so“, mischte sich Hermann ein, „vor Ostern wurde dem Daniel, unserem Pferdeknecht, und dem Philipp, die beide mit den Pferden von Mainz nach Hause unterwegs waren, im Nebel auf dem Leinpfad unser Fuchs gestohlen. Wir glauben, daß der Dieb das Pferd den Rhein hinabgetrieben und irgendwo verkauft hat.“

„Und warum soll das nun ausgerechnet meiner sein?“

„Ich habe Ihnen schon erzählt“, nahm Herr Röntgen wieder das Wort, „daß ich in diesem Frühjahr mit unserem Steuermann Urban nach Mainz gereist bin, um mir über die Strömungsverhältnisse und die Untiefen ein genaues Bild zu verschaffen. Auf dem Rückweg nahm ich den Hermann mit nach Rotterdam. Als wir in Köln waren, unmittelbar vor der Sitzung am 15. April, kamen wir am Pferdemarkt vorbei. Da stand ein Fuchs, und Hermann sagte gleich: ‘Das ist unserer’.“

„Einen fünfzackigen Stern hatte er auf der Stirn, aber keine weißen Strümpfe an“, fügte Hermann hinzu.

„Ssst“, machte Herr Merkens, und hob den rechten Zeigefinger. „Wann war das? Am 15. April? Stimmt, da habe ich den Fuchs von meinem Stallmeister kaufen lassen. Und der hatte keine weißen Strümpfe an? Ha, ha, ha“, brach er in Lachen aus. „Die hatte er nämlich wirklich nicht an. Jetzt fällt es mir wieder ganz genau ein. Mein Stallmeister, der Anton, der für alle meine Pferde sorgt, Hat es mir erzählt. Teuer war er nicht, der Fuchs, das muß ich sagen. Einen Tag nach dem Kauf kommt der Anton bei mir herein: Herr Merkens, mit

dem Gaul muß irgendwas nicht stimmen. Dem hab ich die braunen Beine mit Seifenlauge gewaschen, und stellen Sie sich bloß vor: die sind nicht nur sauber geworden, sondern die haben sozusagen direkt eine andere Farbe gekriegt. Die sind jetzt weiß. Die hatte bestimmt irgend so ein fieser Halunke zu einem dunklen Zweck gefärbt."

Philipp sah den gemütlich erzählenden Herrn Merkens mit aufgerissenen Augen an. Es ist unser Fuchs. Jetzt gibt es gar keinen Zweifel mehr. Was werden die im ,Goldenen Anker sagen?

„Junge", fuhr Herr Merkens fort, „laß uns mal zu dem Pferdchen gehen. Was hat es denn gemeint, als es dich gesehen hat?"

„Ich glaube", lächelte Herr Röntgen, „wenn es sprechen könnte, würde es rufen: Stupsnas, wie bin ich froh, daß du mich wiedergefunden hast!"

Philipp lief rot an. Er dachte an Schnürres, an Hanna, an Mutter Luise und Babette und an den Ankerwirt. Was soll das bloß werden?

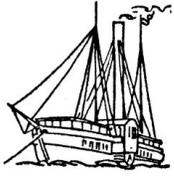
Sie gingen in den Stall. Sofort wandte sich der Fuchs zutraulich um. Philipp schlang ihm die Arme um den Hals. Herr Merkens betrachtete die beiden lange. Dann sagte er:

„Die scheinen sich wirklich gut zu kennen. Wenn ich mir das alles genau überlege und alles so richtig bedenke, dann kann ich nur das eine sagen: Es kommt mir jetzt selber so vor, daß dieses liebe Pferdchen, das mich nun schon so oft in meinem Reisewagen gezogen hat, mir gar nicht gehört. Damit ist der seltsame und ganz unmögliche Fall eingetreten, daß der reiche Kaufmann Merkens, Mitglied der hochehrbaren kölnischen Ratsversammlung, sozusagen zum Komplizen eines gemeinen Halunken und Roßdiebs geworden ist. Das kann ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen. Das hat es bei einem kölnischen Kaufmann noch nie gegeben. Und wird es auch in Zukunft nicht geben. Deshalb muß da Abhilfe geschaffen werden. Philippchen, Jung, hier

hast du meine Hand. Die ist mehr wert als ein Taler. Ich bin froh, daß du dein Pferdchen wiedergefunden hast. Ehe diese Reise zu Ende geht, wird der Kölner Ratsherr Merkens entscheiden, was es mit dem Fuchs geben soll.

Auf jeden Fall, mein lieber Herr Röntgen, mir scheint das Ganze ein gutes Zeichen für unsere Fahrt mit dem 'Seeländer', die jetzt direkt unter einem besonderen Stern steht, nämlich unter dem hellen fünfzackigen Stern, den der Fuchs auf der Stirn trägt."

VOR KOBLENZ



Der helle Stern, der nach Herrn Merkens Rede über der Fahrt des 'Seeländer' stehen sollte, leuchtete zunächst noch nicht. Es begann wieder zu regnen. Schauer brausten über Deck. Trotzdem suchten die meisten Fahrgäste heute nicht den Salon auf. Selbst die Kartenspieler hatten keine Lust, ruhig an den Tischen zu sitzen. Der Bootsmann hatte Ölzeug zurechtlegen lassen, wasserdichte Mäntel und Mützen. Das zogen die Herren über. Auf den Kopf stülpten sie den Seemannshut aus geölter Leinwand, den Südwester. Sie kamen sich vor wie Seeleute auf großer Fahrt. Die Damen blieben, wenn es zu arg regnete, selbstverständlich im warmen Salon. Aber auch sie spähten durch die Fensterscheiben. Alle wußten, daß in Koblenz der wichtigste Abschnitt der Reise begann.

Die Maschine arbeitete gleichmäßig. Der 'Seeländer' hielt sich nun fast stets in der Mitte des Rheins. Der Regen prasselte auf die graubraune Flut. Aus den aufschlagenden Tropfen stiegen helle Luftkugeln wie unzählige kleine Seifenblasen, die gleich wieder zerplatzten. Trotz der nassen Luft sprühten manchmal Funken aus dem Kamin des 'Seeländer', so daß der schwarze Qualm von roten Irrlichtern durchsetzt war. Die Rheinufer lagen hinter dichten Nebelschleiern. Die Flut stieg immer noch.

Herr Röntgen trat mit Hermann ins Büro. Es war der Vorraum zur Kapitänskajüte. Sie warfen das nasse Zeug vom Leib und rieben sich die Hände warm.

„Setz dich an den Schreibtisch“, befahl Röntgen sachlich. Er selbst blieb stehen, den Blick durch das Fenster nach draußen gerichtet. so daß er den Strom überschauen konnte.

„Nimm unser Tagebuch und schreibe. Oder lies mir erst einmal die wichtigsten Eintragungen von gestern vor, damit

ich sehe, ob wir nichts vergessen haben.”

Hermann schlug das schwarze Wachstuchheft auf und begann:

„30. Oktober 1824: Abfahrt von Köln 7 Uhr 30 Minuten. Leichter Nordwestwind. Keine besonderen Schwierigkeiten. Heizmaterial: abwechselnd Ruhrkohle und Saarkohle. Saarkohle schlecht geeignet. Umdrehungen der Schaufelräder: morgens 26- bis 27mal je Minute, am Nachmittag nur 22- bis 23mal. Mit Saarkohle schwächere Leistungen. Werden Steigerung durch Zusatz von Holz versuchen. Gesamtfahrzeit von Rotterdam bis Köln: 37 Stunden und 17 Minuten.”

„Gut. Notiere noch die Messungen, die Mister Cockerill und ich gestern über Kohlen- und Wasserverbrauch gemacht haben. Hast du die Zahlen auf deinem Blatt?”

„Ja.” Hermanns Feder kratzte. Er sprach während des Schreibens mit:

„Es wurden zur Erzielung gleicher Leistungen in der Stunde verbraucht: 450 Pfund Lütticher Kohle, 525 Pfund Ruhrkohle, 700 Pfund Saarkohle. Unser Kessel faßt 10 Tonnen Wasser. Wasserverbrauch in der Minute beträgt 44 Kubikfuß.”

Ruhelos ging Röntgen in dem kleinen Raum auf und ab. Immer wieder trat er ans Fenster. Hermann las weiter:

„In Remagen wurden Herr von Boisseree mit Frau und Herr von Cotta mit Frau und Nichte an Bord genommen. Ankunft in Andernach gegen 10 Uhr abends. Der Kutscher des Herrn Merkens wurde krank an Land gebracht.

Zur Maschine: Röhren und Leitungen zeigen Spuren von Verschlammung, weil das Kesselwasser unmittelbar aus dem Rhein gepumpt wird. Der Ansatz von Kesselstein ist zu stark, so daß auch dadurch weniger Umdrehungen geschafft werden. Der Rhein ist im Laufe des gestrigen Tages um 6 Fuß gestiegen.”

Röntgen nickte und blieb stehen.

„Jetzt Datum von heute, also

31. Oktober 1824: Wetter trübe, Regenschauer, steifer Wind aus Nordwest

Die Eintragungen wurden unterbrochen. Eine helle Glocke schlug an. Sie war neben dem Zeichentisch angebracht und durch eine Schnur mit dem Maschinenraum verbunden. Röntgen hob den Messingdeckel von dem Rohr, das von unten her auf führte. Auf diese Weise konnte er mit dem Maschinenmeister sprechen. „Hier ist Röntgen.“

Aus dem blechernen Ansatzstück quoll die Stimme des Meisters. Sie klang etwas undeutlich, aber doch auch für Hermann, der am Nebentisch saß, noch gut verständlich.

„Die Maschine geht langsamer. Ich glaube, es wird genau so wie gestern. Wir haben voll eingeheizt. Leisten zur Zeit 24 Umdrehungen in der Minute. Läßt aber nach.“

„Was habt ihr in der Feuerung?“

„Wie befohlen: Ruhrkohle und je Zentner Kohle einen Korb Holz.“

„Was glauben Sie, woran es liegt?“

„Nicht am Brennmaterial. Ich meine eher, daß sich die Leitungen und Wasserrohre immer mehr verstopfen. Das Wasser ist zu dreckig. Der Rhein wird schon langsam gelb von Schlamm und Lehm.“

„Das glaube ich auch. Halten wir noch aus bis Koblenz?“

„Das auf jeden Fall. Aber dann müssen wir gründlich reinigen. Außerdem wird das Holz knapp.“

„Gut. Reinigung beginnt heute nachmittag. Dazu haben wir in Koblenz Zeit. Wir werden meiner Schätzung nach gegen 11 Uhr 30 dort sein.“

„Vielleicht noch eher, Mijnheer Röntgen.“

„Kaum. Ist auch nicht nötig. Wir wollen die Maschine nicht überanstrengen. Morgen haben wir einen schweren Tag vor

uns. Ich komme gleich einmal zu Ihnen runter. Ist Mister Cockerill bei Ihnen?"

„Jawohl.“

Röntgen schloß den Sprechtrichter und begann wieder seine ruhelose Wanderung durch den Arbeitsraum. Dann blieb er vor seinem Sekretär stehen.

„Hermann, unter uns: von morgen hängt alles ab. Wenn der ‘Seeländer’ morgen durchhält, haben wir es geschafft. Es geht um viel mehr als um das Geschäft mit der holländisch-rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Es geht um unsere ganze Zukunft. Ich bin davon überzeugt, daß in wenigen Jahren der Rhein bis Basel hinauf von Dampfschiffen befahren sein wird. Du kennst meine Pläne. Du weißt, daß ich noch größere Dampfer mit noch stärkeren Maschinen bauen will. Der ‘Seeländer’ ist nur der Anfang. Doch der Anfang muß gut sein. Er muß gelingen. Für meine Pläne brauche ich Geld. Ich brauche die Zustimmung der Kölner Handelsherren. Die sind reich. Ich brauche die Unterstützung des preußischen Staates. Beides ist mir sicher, wenn der ‘Seeländer’ den Mittelrhein bezwingt. Das ist das schwierigste Stück.“

Röntgen hielt ein und lauschte. Der ‘Seeländer’ stampfte mächtig, die Wasserräder rauschten. Regentropfen schlugen an die Scheiben.

Das blonde, sonst straff zurückgekämmte Haar war dem schlanken Mann in die Stirn gefallen. Er strich es zurück. Er krampfte die Hände um die Schreibtischkante und sah seinen jungen Sekretär starr an.

„Der Herr Merkens und die anderen Herren sehen keine Schwierigkeiten. Sie sehen nur, daß wir fahren und daß alles klappt. Für sie ist das Ziel schon erreicht.“

„Vielleicht ist das gut“, warf Hermann ein und stand auf. Er spürte, wie die Erregung von Röntgen auf ihn überging. „Sie können uns doch nicht helfen.“

„Richtig! Aber wir beide wissen es besser. Wir wissen, was uns bevorsteht. Doch wir dürfen uns nichts merken lassen, hörst du? Der ‘Seeländer’ muß es schaffen. Wollte Gott, daß endlich das Wasser zu steigen aufhört.

Doch der Rhien wuchs unaufhaltsam. Längst waren die Leinpfade überall überschwemmt. Kein anderes Schiff, kein Kahn und kein Segelboot wagte sich mehr auf die breite Flut hinaus.

Und immer noch regnete es weiter. Kurz nach zehn Uhr war es dunkel wie in der Nacht. Die Ufer waren kaum noch zu sehen. Immer neue Wolken trieben heran und schütteten ihre grauen Güsse aus. Am linken Ufer schoben sich jetzt Hügel näher. Von der Insel Niederwerth ragten nur noch ein paar Baumkronen hervor.

Den Herren war das Wetter schließlich doch zu schlecht geworden. Sie gingen zu einem kräftigen zweiten Frühstück in den Speisesaal. Da dröhnte wiederum der Böller. Und im gleichen Augenblick riß der Wind ein Loch in die Nebelwand. Koblenz kam in Sicht. Links oben erschien ein mächtiger Felsklotz, die Festung Ehrenbreitstein. Sie schien hoch über den Wolken zu schweben. Der Böllerschuß und die Rufe der Matrosen lockten die Gäste wieder auf Deck. Auch Röntgen und Hermann traten hinaus. Zum Glück ließ der Regen nach. Das Wasser glättete sich. Von rechts mischte sich eine dunklere Strömung in den Rhein. Die Mosel kündigte sich an. Und nun sahen sie auch das Gebäude des Deutsch-Ordens-Hauses, das Deutsche Eck. Auch hier hatte das Wasser das Land weit überspült. Der Strom glich einem großen See. Weiter voraus sah man die niedrige Schiffbrücke. Morgen früh würde sie sich öffnen und den ‘Seeländer’ durchlassen.

„Unser Startband für das große Rennen“, flüsterte Röntgen Hermann zu. Pünktlich um 11 Uhr 30 ging der ‘Seeländer’ in Koblenz vor Anker. Zunächst hatten sich nur wenige Leute am Ufer versammelt. Sie standen auf dem Platz unterhalb der Kastorkirche, wo sie gegen Nässe und Wind geschützt waren.

Mit neugierigem Staunen sahen sie auf das merkwürdige Schiff.

Während des Mittagessens hellte sich der Himmel weiter auf. Einige Herren wollten am Nachmittag an Land gehen. Sie forderten Herrn Merkens auf, mitzukommen.

Aber er wehrte lachend ab: „Das will ich Ihnen sagen: wenn es vielleicht doch noch eine Sintflut geben sollte, wofür die Anzeichen günstig sind, dann bleibe ich lieber an Bord. Der ‘Seeländer’ kommt mir so sicher vor wie die Arche Noah. Wenn ich es so recht bedenke: wir haben Holländer, Engländer, Franzosen und Deutsche an Bord, sozusagen halb Europa, und in Jeans Vorratskammer für eine ganze Reihe von Wochen bestens zu essen. Uns kann eigentlich gar nichts passieren. Wenn es nicht anders ist, lassen wir uns treiben. Laß das Wasser nur weiter steigen. Wir machen dann oben am Drachenfels unser Tau fest und warten, bis es wieder sinkt.“

HOHER BESUCH



Nach dem Essen suchte Hermann lange vergeblich nach Philipp. Endlich fand er ihn. Er lag neben dem Fuchs im Stroh und schlief.

„Mach dich fertig, Stupsnas. Wir kriegen Besuch.“

Philipp rieb sich die Augen und fragte verschlafen: „Wer kommt denn?“

„Der Herr Oberpräsident und Staatsminister und Exzellenz von Ingersleben.“

„Sind das drei Mann?“

„Stupsnas, das sind bloß die verschiedenen Titel, das ist nur ein Mann. Aber bestimmt kommt er nicht allein.“

„Und was will er?“

„Der will sich den ‘Seeländer’ ganz genau angucken.“

„Wozu?“

„Weil er dem König darüber einen Brief schreiben muß.“

„Warum denn dem König? Wer ist das denn nun wieder?“

Das ist der König Friedrich Wilhelm von Preußen. Koblenz ist doch jetzt die Hauptstadt der Rheinprovinz. Und der oberste Beamte, der über alle Bezirke in der Provinz zu bestimmen hat, ist der Oberpräsident. Und die Rheinprovinz gehört zum Königreich Preußen."

„Und was hat das mit dem ‘Seeländer’ zu tun?“

„Eine Menge, Stupsnas. Mit dem ‘Seeländer’ machen wir diesmal eine Probefahrt. Der ‘Seeländer’ gehört den Holländern. Die haben ihn uns für diese Reise geliehen. Wenn die Probe gut ausfällt, kauft der König von Preußen Herrn Röntgen bestimmt ein Schiff ab. Und das neue Schiff fährt dann regelmäßig von Köln nach Mainz und zurück.“

„Ach so.“ Philipp zog die Stirn kraus.

„Meinst du, daß der Oberpräsident auch was von Pferden versteht?“

„Das weiß ich nicht genau. Aber wenn er kommt, soll auf dem ‘Seeländer’ alles in Ordnung sein, auch der Pferdestall.“

Nun erst war Philipp mit der Auskunft zufrieden. Er stand sofort auf und machte sich am Fuchs zu schaffen. Hermann ging ins Büro zurück.

Pünktlich zur angegebenen Stunde traf der Herr Oberpräsident an Bord ein. Herr Röntgen begrüßte ihn und führte ihn in den Salon, wo die andern Herren warteten. Herr von Ingersleben war ein freundlicher älterer Mann.

„Ihren Namen kenne ich natürlich schon lange“, sagte er zu Röntgen. „Ich weiß, was für kostbare Möbel Ihr Großvater in Neuwied für viele Fürstenhöfe von Europa und für manches reiche Bürgerhaus geschaffen hat. Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen und heute das von Ihnen gebaute kunstvolle Dampfschiff zu sehen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Exzellenz“, begann Röntgen seine Ansprache. Hermann stand ein wenig abseits. Er konnte ihn genau beobachten. Röntgen sprach gewandt und sicher. Er hielt die Augen fest auf den Oberpräsidenten gerichtet, der am Schluß bat, ihn auch mit den anderen Herren der Gesellschaft bekannt zu machen.

„Dies ist Mister Cockerill, Ingenieur und Inhaber der Maschinenfabrik in Seraing bei Lüttich

„Herr Cockerill ist mir dem Namen nach auch bekannt, wenn es derselbe ist, der die Tuchwebereien in ...“

Mister Cockerill, schlank und groß, verbeugte sich leicht.

„Es ist derselbe, Exzellenz. Meine Tuchfabriken liegen in Berlin, Kottbus und Grünberg in Schlesien.“

Die beiden unterhielten sich noch einen Augenblick. Dann ging die Vorstellung weiter:

„Dies ist Mijnheer van Vollenhoven, Kaufmann aus Rotterdam und gleichfalls Direktor der holländischen

Dampfschiffahrtsgesellschaft.”

Es war gut, daß Hermann keine Zeit hatte, nach draußen zu sehen. Vor dem Salon stand Philipp, die Hände in den Hosentaschen, und drückte sich die Nase an der Fensterscheibe platt. Diese Herren in ihren vornehmen Anzügen sahen freilich anders aus als die Segelschiffer und Halfleute, die er von den Versammlungen kannte. Das sind also die Menschen, mit denen Hermann verkehrt. Er betrachtete den Freund, der steif aufgerichtet zwischen den Herren stand. Wie die alle reden konnten. Am besten gefiel ihm Herr Merkens. Der hatte wohl gerade eine lustige Geschichte erzählt. Philipp konnte zwar kein Wort verstehen. Er sah nur, wie die Umstehenden lachten. Er lachte mit. In diesem Augenblick packte ihn ein Matrose energisch am Arm und zog ihn zurück.

„Laß sie machen, was sie wollen“, sagte er zu sich. „Wenn ich nur erst mit dem Fuchs irgendwo wieder glücklich an Land wäre.“ Langsam schlenderte er nach hinten.

Unterdessen ging die Unterhaltung im Salon weiter. Hermann ließ sich kein Wort entgehen.

„Sie sind es also“, hörte er den Oberpräsidenten zu Herrn von Cotta sagen, „der die Bücher unseres großen Dichters Goethe druckt und für ihre Verbreitung sorgt. Und zugleich sind Sie ein Förderer der Technik?“

„Gewiß, und zwar schon seit langem. Ich habe auf dem Bodensee bereits zahlreiche Versuche mit Dampfschiffen unternommen lassen.

Aber keines hatte eine so leistungsfähige Maschine wie der ‘Seelander’.”

„Ihr Urteil ist mir wichtig. Sie sind ja sozusagen schon ein Fachmann.“

„Werden Sie es auch, Exzellenz. Wem das Leben des Rheinlandes am Herzen liegt, der muß sich jetzt mit der

Dampfschiffahrt beschäftigen. Ich habe übrigens die Absicht, die nächsten Boote bei Herrn Röntgen zu bestellen.”

Röntgen lächelte erfreut.

Mit Herrn Boisseree unterhielt sich, der Oberpräsident über den Weiterbau des Kölner Doms, den Boisseree in Gang gebracht hatte.

„Darüber müssen Sie mir einmal mehr erzählen.”

„Das will ich gerne tun. Der Dombau beschäftigt mich immerfort. Aber erst muß ich von der Reise mit dem ‘Seeländer’ zurück sein. Das geht uns Rheinländer ja ebenso an, was aus der Dampfschiffahrt nun wird.”

Der Oberpräsident nickte. „Ja, Sie haben recht. Dieser heutige Tag ist für die gesamte Rheinprovinz denkwürdig. Er wird immer mit dem Namen Gerhard Moritz Röntgen verbunden sein. Mit ihm beginnt für den Rhein ein neues Zeitalter.”

Die Vorstellung war beendet. Nur Hermann war noch nicht begrüßt worden. Da sagte Herr Röntgen:

„Und zum Schluß, Exzellenz, darf ich Ihnen noch meinen jüngsten Mitarbeiter nennen, Hermann Ehrsam. Er stammt aus der Nähe von Koblenz und hat das Zeug, ein tüchtiger Schiffsbaumeister zu werden.”

Hermann erblaßte bei diesen Worten. Doch er ergriff fest die ihm entgegengestreckte Hand. Der Oberpräsident lächelte ihn freundlich an.

„Das freut mich ganz besonders, mein Sohn, daß sich unter all den berühmten Männern an Bord auch ein Landsmann vom Mittelrhein befindet. Es ist ein großes Werk, das hier begonnen wird. Es kann nur gedeihen, wenn alle zusammenarbeiten, die am Rhein wohnen. Sei stolz, daß du schon in deiner Jugend an diesem Werk tätig sein kannst. Wenn du einmal in Sorge bist, Hermann Ehrsam, dann wende dich an mich. Ich werde dir immer helfen, wenn ich kann.”



Beim Rundgang hielt sich der Oberpräsident besonders lange im Maschinenraum auf und ließ sich jede technische Einzelheit erklären. Am Schluß der Besichtigung blieben die Herren auf dem Achterdeck vor dem Pferdestall stehen.

„Ich bin voller Bewunderung, Herr Röntgen“, sagte der Oberpräsident. „Das preußische Handelsministerium hat Ihnen jede Unterstützung für die

Probefahrt zugesagt. Morgen wird sich die Schiffsbrücke pünktlich öffnen. An keiner Zollstation werden Sie belästigt werden. Sollte Ihnen außerdem irgend etwas fehlen, so sagen Sie es mir bitte. Wir haben zum Beispiel in Koblenz immer genügend Saarkohle vorrätig.“

Mister Cockerill erwiderte in fließendem Deutsch: „Leider ist Saarkohle für unser Schiff nicht besonders geeignet. Aber wir brauchen notwendig Buchenholz, weil wir uns davon eine Erhöhung unserer Maschinenleistung versprechen.“

Der Oberpräsident wandte sich fragend an einen Herrn seiner Begleitung.

„Das trifft sich gut, Exzellenz“, erwiderte der. „Wir haben einen beträchtlichen Vorrat von bestem und abgelagertem

Buchenholz aus dem Westerwald. Ich werde sofort einige Wagen voll herbeischaffen lassen.”

In diesem Augenblick schlug hinter dem Oberpräsidenten die Zeltplane am Stall zur Seite und eine Jungensstimme fragte unbekümmert:

„Entschuldigen Sie, kann ich nicht auch etwas Heu für meinen Fuchs kriegen? Das wird nämlich jetzt langsam knapp!”

Der Herr von Ingersleben wandte sich überrascht um. Philipp trat einen Schritt vor und schlug die Zeltwand ganz zurück.

„Für den hier, für den Sorge ich nämlich!”

Philipp richtete sich kerzengerade auf, wie er es vorhin bei Hermann gesehen hatte. Der Oberpräsident schmunzelte und strich Philipp über das blonde Haar.

„Klar, mein Junge, Heu für dein Pferd, soviel du willst, das ist genehmigt.”

BUCHENHOLZ VOM WESTERWALD



Eine Stunde später gellte die Pfeife des Bootsmanns: Alle Mann an Deck! Die Maschinisten und Heizer kletterten aus ihrer Höhle. Die Matrosen stellten Schrubber und Eimer beiseite. Sogar die Kellner mußten heran. Das Holz war da. Zwei Boote fuhren es vom Land herüber. Die Buchenscheite polterten zu Boden. Vom Reisewagen zum hinteren Mast wurde ein Schutzdach gespannt, damit sie nicht naß regneten.

„He, Stupsnas“, schimpfte der Bootsmann, „lauf uns nicht wie ein junger Hund zwischen den Beinen herum. Pack an, sonst ziehe ich dir die Ohren lang.“

„Erst habe ich was anderes zu tun.“

Der Bootsmann wollte ihm nachsetzen. Doch da war Philipp schon in eines der Boote gesprungen. Er ließ sich vom Fuhrmann ein Bündel Heu auf den Rücken laden, fuhr zurück und stapfte mit der Last zum Stall. Erst als er alles richtig verstaut hatte, fand er sich bei den andern ein. In einer halben Stunde war das Holz an Bord und vor dem Regen gesichert. Ein hoher Berg Buchenscheite türmte sich am Mast.

„Das Holz ist prima“, lobte der Maschinenmeister. „Aber die Scheite kriegen wir niemals in die Feuerung. Die sind zu groß und zu dick. Es dauert auch zu lange, bis sie durchgebrannt sind. Am meisten Hitze gibt das Zeug ab, wenn es kleingehackt ist.“

„Männer“, sagte Röntgen und trat in ihren Kreis, „vom morgigen Tag hängt Erfolg oder Mißerfolg unserer ganzen Fahrt ab. Morgen müssen wir heizen wie die Teufel. Morgen müssen der Kessel und die Maschine hergeben, was sie können. Wollt ihr helfen, daß wir morgen genügend

Kleinholz zur Verfügung haben? Ich weiß, es ist ein schweres Stück Arbeit. Aber hier sind Äxte und Sägen ...”

„... und hier sind die Arme und Fäuste, Mijnheer Röntgen”, fiel ein Matrose laut ein, während er sich die Ärmel aufrollte. „Sie können sich auf uns verlassen.”

Er schob einen Holzbock heran. Schon fraß sich die Schrotsäge knirschend ins erste Scheit.

„He Jean”, rief Röntgen dem Koch zu, der eben seine blütenweiße Zuckerbäckermütze und die rote Nase neugierig aus dem Aufgang steckte, „mach nochmal dein Meisterstück, alter Zauberer. Laß den Smutje tanzen, brutzelt in den Pfannen, schmor und koch in allen Töpfen, was die Vorratskammer hergibt. Wer arbeitet, soll auch essen! Heute sind wir Holzfäller, und die haben Hunger wie Haifische.” Er langte sich einen Klotz heran und ließ die Axt sausen.

Philipp sprang schnell zum Koch und flüsterte ihm zu: „Jean, machst du für mich nochmal Spiegeleier mit Schinken?”

Das Holzhacken begann. Alle Mann waren mit Eifer bei der Arbeit. Nur der Schiffszimmermann heulte beinah vor Wut.

„Ihr ruiniert mir das ganze Deck”, schrie er. „Mijnheer Röntgen, das kann doch nicht Ihr Ernst sein, das kann ich ja nie mehr reparieren. Habe ich dafür alles lackieren und putzen lassen, damit es mir nun in einer Stunde versaut wird? Auf welchem Schiff ist das wohl jemals vorgekommen?”

Röntgen hatte kein Mitleid mit ihm.

„Mann”, lachte er und schob ihn beiseite, „wo gehobelt wird, fallen Späne. Heute muß bei uns schwer gehobelt werden. Leg meinethalben einige Bretter unter. Aber lieber ein paar Schrammen im Deck, als morgen kein Feuer unter dem Kessel. Los, alle Mann ran!”

Weil der Platz nicht für alle reichte, arbeiteten sie in zwei Schichten. Die Sägen knirschten, die Äxte sausten, das Holz splitterte. Armweise wurde es nach unten geschafft. Neben

den Kohlen aus Lüttich und von der Ruhr schwoll der Berg von weißen Buchenklötzen aus dem Westerwald an. Todmüde sank Philipp an diesem Abend neben dem Fuchs auf sein Lager. Erst nach Mitternacht wurde es ruhiger auf dem Schiff. Nur im Maschinenraum brannte noch Licht. Unermüdlich war Mister Cockerill mit dem Maschinenmeister und den Gehilfen dabei, die Leitungen zu reinigen und zu überprüfen.

ZWISCHENFÄLLE IM HOTEL



Die Damen und einige der Herren waren nicht an Bord geblieben. „Das kann ich Ihnen nicht zumuten“, hatte Röntgen gesagt, „daß Sie bei diesem Holzfällerkrach an Bord bleiben. Morgen früh ist der ‘Seeländer’ für Sie wieder ein angenehmer Aufenthalt. Aber heute abend muß ich leider das Holz spalten lassen. Das wird bis tief in die Nacht dauern.“

Herr Merkens war nicht vom Schiff gegangen. Mijnheer van Vollenhoven und seine Frau hatten erst auch nichts von der Übersiedlung an Land wissen wollen. Dann hatten sie dem Drängen nachgegeben.

„Nicht weil wir Angst haben“, betonten sie ausdrücklich, „sondern weil das Kleine sonst keine Ruhe findet.“

Als der Oberpräsident sich verabschiedet hatte, waren sie alle zusammen in das Hotel ‘Zu den drei Schweizern’ gezogen. Dort fanden sie gute Unterkunft. Leider aber doch nicht alle eine ungestörte Nachtruhe.

Herr von Boisseree wollte gerade zu Bett gehen. Da klopfte es an seine Tür. Er rief: „Herein!“ und dachte, es sei ein Kellner, der ihn vielleicht noch nach einem Wunsch fragen wollte. Die Tür wurde heftig aufgerissen, ein Mann trat ins Zimmer, der bestimmt kein Kellner war. Sein dunkelblauer Anzug aus derbem Tuch war schmutzig. Er trug einen Knotenstock in der Hand. Das schwarze Haar hing ihm wirr in die Stirn. Der Blick der dunklen Augen war finster.

Boisseree schlüpfte schnell wieder in seinen Rock, stellte den Leuchter mit den drei Kerzen auf den Tisch und fragte:

„Was führt Sie zu so später Stunde zu mir?“

„Ich will etwas mit Ihnen besprechen.“

Boisseree merkte, daß der Mann vor Aufregung zitterte. Sofort fielen ihm die Nachrichten ein, die er vom Mittelrhein

erhalten hatte. Einen Augenblick überlegte er, ob er dem Kellner läuten und den Fremden hinauswerfen lassen sollte. Aber er wollte doch lieber den Mann zum Reden bringen und ihn ausfragen. Er wollte wissen, wie das Volk am Rhein über die Dampfschiffahrt dachte.

„Bitte“, sagte er höflich, „nehmen Sie Platz.“

„Ich bleibe stehen. Das ist mir lieber.“

„Wie Sie wollen.“

Der Fremde stieß den Stock auf den Boden. „Ich verlange von Ihnen, daß der ‘Seeländer’ morgen hier vor Koblenz umdreht und zurückfährt, Herr von Boisseree.“

„Wenn Sie wissen, wie ich heiße, dann sagen Sie mir auch bitte Ihren Namen. Sonst möchte ich nicht mit Ihnen verhandeln.“

Wenn Boisseree ungehalten gewesen wäre und geschimpft hätte, dann wäre vielleicht der Fremde sofort wütend geworden. Die ruhige Höflichkeit machte ihn vorsichtig.

„Ich heiße Palm“, antwortete er.

„Und Sie nehmen an, Herr Palm, daß es in meiner Macht steht, morgen den ‘Seeländer’ umkehren zu lassen?“

„Das nehme ich nicht nur an, das weiß ich.“

Boisseree beobachtete sein Gegenüber genau. Es war still im Zimmer. Aus dem unteren Teil des Hauses drang Stimmengewirr herauf. Boisseree war das angenehm. So konnte er im Notfall jemand zu Hilfe rufen. Der Mann vor ihm sah aus, als ob ihm allerlei zuzutrauen war.

„Haben Sie nicht gesagt, Herr von Boisseree: ‚Mit der Förderung der Dampfschiffahrt habe ich für alle meine Mitmenschen ein Gott wohlgefälliges Werk getan?‘ Das beweist doch, daß Sie für die Dampfschiffahrt auf dem Rhein verantwortlich sind.“

Boisserees Gesicht blieb unbewegt. Die Kerzen flackerten unter dem heftigen Atem, mit dem Palm diese Worte

hervorgestoßen hatte.

Und als könne er es selbst nicht glauben, sagte er noch einmal:

„Ein Gott wohlgefälliges Werk? Gott gnade Ihnen! Wissen Sie denn, was Sie tun? Sie stehen noch am Anfang, noch ist nicht mehr als der erste Schritt ausgeführt. Treten Sie zurück, Herr. Ich rate es Ihnen. Zwingen Sie uns nicht zur Gewalt.“

„Für wen sprechen Sie eigentlich?“

„Ich spreche für die Schiffer und Halfleute.“

„Und die Schiffer und Halfleute sind sich alle einig?“

Palm stockte. Er wußte, daß sie sich nicht einig waren. Aber das wollte er nicht eingestehen. Deshalb würgte er zornig hervor: „Ja!“ Sein Gespräch mit dem Vorsteher der Schiffergilde in Mainz fiel ihm ein. Aber er schob den Gedanken daran beiseite.

Boisseree setzte sich in einen Sessel. Nach einer kleinen Pause fuhr er leise fort:

„Und Sie wissen nicht, daß die Schiffer gar nicht an das Gelingen unseres Planes glauben? Die Segelschiffer am Mittelrhein halten uns für Narren, Herr Palm. Sie lachen über uns. Wissen Sie nicht, daß die ganze Schiffergilde sich schon darauf freut, wie unsere Probefahrt scheitern wird? Die Halfleute denken vielleicht anders. Aber Sie wollen mir doch nicht einreden, Herr Palm, daß die Segelschiffer und die Halfleute in dieser Frage einer Meinung sind. Oder?“

Palm ließ die Schultern sinken. Diesen Einwand hatte er nicht erwartet. Der Herr von Boisseree war ausgezeichnet unterrichtet. Egidius Palm wußte genau, daß er recht hatte. Aber er wollte den Kampf nicht aufgeben, weil er wußte, daß keiner von den Segelschiffen die Gefahr richtig sah, kein einziger.

Und als habe Boisseree die Überlegungen Palms erraten, sprach, er im gleichen leisen Tonfall weiter:

„Die Segelschiffer sind ihrer Sache sicher. Die warten nur darauf, daß der ‘Seeländer’ an der Lorelei scheitert. Dann können sie ihren größten Triumph feiern. Sie sagen doch, daß auf dem ‘Seeländer’ nur Stümper am Werk sind, die keine Ahnung von den Gefahren des Mittelrheins haben, und denen es nie gelingen wird, ein Dampfschiff durch den reißenden Strom zu bringen. Oder denken Sie etwa anders, Herr Palm?“

„Ja! Damit Sie es genau wissen: Ich denke anders. Ich bin überzeugt, daß die Dampfschiffahrt den Rhein besiegen wird. Sie wird uns alle zugrunde richten. Nicht Sie, sondern die Segelschiffer sind Narren. Und die können es sich leisten. Denn was wird passieren? Die Dampfschiffe werden die Lastkähne ziehen, und die Schiffer werden weiterhin ihr Geld verdienen. So gut wie heute. Aber wir, unsere Pferde und wir Halfleute? Wir sind dann nicht mehr nötig. Und Sie, Herr, sind schuld daran!“

„Sie alle werden genau so nötig sein wie bisher. Herr Palm, mit Ihrer Ansicht über die Dampfschiffahrt zeigen Sie mir, daß Sie einen klaren Blick für die Zukunft haben. Um so weniger begreife ich Ihre Vorwürfe. Sie sind klug genug zu sehen, was sich ereignet. Es ist nur natürlich, daß sich vieles ändert durch die Erfindung und Ausbreitung der Dampfmaschinen am Rhein und in der ganzen Welt. Aufzuhalten ist diese Entwicklung nicht. Und schließlich bringt sie Gutes für alle Menschen.“

„Nein“, protestierte Palm hartnäckig, „für uns bestimmt nicht. Niemals!“

Ein donnerartiges Getöse ließ ihn verstummen. Das Haus bebte. Egidius Palm faßte den Stock fester. Mit einem Satz war er zur Tür hinaus. Boisseree folgte ihm. Da sah er, was in der Halle geschehen war. Ein mächtiger Eichenschrank, an dem sechs Mann trugen, war die Treppe hinabgepoltert, dreimal auf den Stufen aufgestoßen und in die Hotelhalle gestürzt.

Auch Mijnheer van Vollenhoven und die andern waren aus den Betten gesprungen und an die Türen geeilt. Die Männer halb angekleidet, die Frauen mit Nachthauben auf dem Kopf äugten entsetzt nach unten. Mit hochrotem Gesicht erschien der Wirt am Treppenaufgang.

„Meine Damen, meine Herren, es besteht absolut keine Gefahr, nicht die geringste! Nur das Wasser steigt. Deshalb tragen wir die Möbel nach oben. Es tut mir außerordentlich leid. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Es war nur ein Schrank. Er ist die Treppe hinuntergefallen und hat sich sämtliche Beine gebrochen. Ich versichere, daß so etwas nicht wieder vorkommen wird. Seien Sie ganz unbesorgt, ich werde selber die weiteren Arbeiten überwachen.“

Lachend zogen sich die verschlafenen Gesichter und Gestalten zurück. Doch mit der Ruhe war es natürlich vorbei. Das Wasser stand unten in der Halle.

„Ich glaube, der Merkens kriegt mit seiner Unkerei über die Sintflut doch noch recht“, scherzte Herr von Cotta.

Seine Frau sagte ängstlich: „Wenn nur Mijnheer Röntgen nicht vergißt, uns einen Kahn zu schicken. Zu Fuß kommen wir nie mehr aus diesem Hotel hinaus.“

DIE ERSTE PANNE



Röntgen vergaß seine Fahrgäste nicht. Gegen fünf Uhr schon meldete sich ein Matrose in der Halle: „Ich soll die Herrschaften an Bord des ‘Seeländer’ bringen.“

„Auf zur Entscheidung!“ rief einer der Herren. Mevrouw van Vollenhoven drehte um die vielen Decken, in die ihr Kind gewickelt war, noch ein Öltuch. Ihr Mann stützte sie links, das Kindermädchen rechts. Beherzt stieg sie in den schaukelnden Kahn, der unmittelbar an der Hoteltür festgebunden war.

„Das ist wirklich allerlei“, flüsterte Frau von Cotta, „mit dem kleinen Kind bei dem hohen Wasser aufs Schiff zu gehen. Nein, den Mut hätte ich nicht.“

„Die Niederländer fühlen sich auf dem Wasser sicherer als auf dem Land“, sagte ihr Mann. „Du mußt bedenken, sie haben viel mehr Erfahrung mit dem nassen Element als wir. Aber auch ich bewundere diese Frau. Überhaupt mag ich die Holländer sehr gerne. Sie sind so zuverlässig und dabei so heiter.“

Auf dem ‘Seeländer’ hatte die Mannschaft schon ganze Arbeit geleistet. Auch das letzte Holzsplitterchen hatte der Bootsmann von Deck waschen lassen. Die Salons waren angenehm geheizt, alle Kerzen brannten. Die Frühstückstische waren gedeckt. Die Kellner brachten den duftenden Kakao und Kaffee herein.

Obwohl es noch dämmrig war, hatte Röntgen schon sämtliche Wimpel und Flaggen hissen lassen. Alle Männer warteten in höchster Spannung auf die Abfahrt. Nur Philipp machte eine Ausnahme.

„Heute gilt es, heute fällt die Entscheidung“, sagte Hermann.

Und was antwortete Stupsnas? „Warum heute? Mir kann nichts passieren. Ich habe Heu und Hafer für den Fuchs auf eine ganze Woche, das ist für mich die Hauptsache.“

Röntgen war nicht aufgeregt, aber er fragte doch zum zweitenmal durch den Sprechtrichter: „Sind Sie mit den Vorbereitungen fertig? Punkt sechs Uhr wird die Schiffsbrücke aufgemacht. Sind die Maschinen klar?“

„Alles klar“, gurgelte die Stimme des Meisters aus dem Messingrohr, „meinetwegen kann es gleich losgehen.“

„Noch nicht. Erst wenn ich den Befehl gebe. Wir wollen keinen Dampf unnötig verbrauchen.“

„Verstanden, Mijnheer Röntgen! Wir sind bereit.“

Die Matrosen warteten am Bug, um auf Urbans Geheiß den Anker zu lichten. Die Dämmerung hob sich langsam. Der Rhein erschien in dem ungewissen Licht noch gewaltiger. Die Festung Ehrenbreitstein lag drohend in den regensatten Wolken. Röntgen hatte die Schiffsbrücke das Startband für den ‘Seeländer’ genannt. Sie ruhte auf achtunddreißig flachen hölzernen Kähnen, die im Rhein nebeneinander verankert waren. Flußaufwärts war sie etwas ausgebogen, damit sie der Strömung mehr Widerstand entgegensetzen konnte. Ihr Mittelstück konnte ein- und ausgefahren werden.

„Die hat die Firma Stinnes aus Ruhrort gebaut“, sagte Herr Merkens zu Röntgen, der einen Augenblick bei ihm stand, „hat vierzigtausend Taler gekostet. Aber die ist sie auch wert. Ich bin mal neugierig, wie es geht, wenn gleich einer ‚Sesam, öffne dich!‘ befiehlt.“

„Darauf warten wir nur, Herr Merkens.“

„Für eine Rheinpartie ist das wirklich nicht das angenehmste Wetter. Jetzt müßte die Sonne scheinen, golden und klar. Statt dessen brodelt hinter uns die Mosel richtig zornig. Ist doch sonst ein schönes Flößchen. Vielleicht, daß irgendwo im Wingert noch die letzten Trauben gelesen werden. Ein Fläschchen Spätlese, Herr Röntgen, Mosel- oder

Rheinwein, müßte auf den Tisch. Und wir drum herum mit den Gläsern in der Hand. Aber so!”

„Kommt alles, Herr Merkens, kommt alles.”

„Den Wein könnten wir ja vielleicht kommen lassen, Herr Röntgen. Ich bin im Bilde, ich habe mich schon unter der Hand ein wenig über die Bestände in der Vorratskammer unterrichtet. Aber die Sonne? Daran zweifle ich doch ein bißchen. Kommt ja auch nicht gerade darauf an. Wir sind sowieso schon halbe Seebären geworden, nicht? Hauptsache, wenn all das andere klappt.”

Röntgen starrte auf die Uhr. Es war wenige Minuten vor sechs. Der Böller war abschußbereit. Die Kessel standen schon unter Druck. Immer noch lag die Schiffsbrücke fest geschlossen auf dem Rhein.

„Jetzt müßte sie eigentlich aufgehen”, meinte Herr Merkens. „Vielleicht ist dem Brückenmeister Wasser in seine Zwiebel gelaufen. Bei dem Regen wär das kein Wunder!”

Von den Türmen der alten Kirche Sankt Kastor schlug es sechsmal. Die Besatzung des ‘Seeländer’ spähte angespannt nach vorne. Die Brücke rührte sich nicht.

Ungeduldig kletterte Röntgen auf den Steuerstuhl. Urban zuckte die Schultern und sah stumm geradeaus. Der Nebel hob sich, die Sicht wurde klarer. Gelbgrau gurgelte die Flut vorbei. An den Kähnen der Schiffsbrücke und am Bug des ‘Seeländer’ schäumte sie weißlich auf. Röntgen schüttelte den Kopf und kletterte wieder zum Deck hinunter. Die Fahrgäste lehnten am Geländer, die Matrosen standen und warteten. Keiner sprach ein Wort. Endlich brach Röntgen die Stille.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu”, sagte er ärgerlich. „Ich werde jemand an Land schicken.”

Boisseree versuchte ihn zu beruhigen. „Aber vom königlich preußischen Ministerium des Handels ist doch die Öffnung der Brücke zum vereinbarten Zeitpunkt ausdrücklich zugesagt worden.”

Röntgen deutete auf seine Uhr. Es war fast halb sieben. Mister Cockerill nahm die kurze Tabakpfeife aus dem Mund und sagte:

„Vielleicht ist die Strömung so stark, daß sie das Mittelstück gar nicht ausfahren können.“

Röntgen schüttelte abweisend den Kopf. „Die Brücke läßt sich öffnen“, murmelte er. „Wenn sie es nicht können, werde ich es mit meinen Matrosen selbst tun.“

Er ließ einen Schuß abfeuern. Schwer rollte der Donner durch die bleigraue Luft. Der ‘Seeländer’ tänzelte auf den Wellen wie ein startbereites Rennpferd. Die bunten Wimpel flatterten an den Leinen. Von den Masten wehten die Flaggen. Aber auch der Schuß bewirkte nichts. Die Kähne rührten sich nicht. Immerhin aber sah man jetzt, daß Menschen auf der Brücke hin- und herliefen.

TUMULT AUF DER SCHIFFSBRÜCKE



Dem Brückenaufseher war kein Wasser in die Uhr gelaufen. Die Zeiger drehten sich so brav wie an jedem anderen Tag. Er wußte genau, wie spät es war. Eine Zeitlang hatte er in seinem Wachhaus gesessen und mißtrauisch die unruhige Menge beobachtet, die sich so früh am Morgen auf der Brücke sammelte. Dann stürmte er hinaus.

„Weitergehen!“ schrie er mit seiner quiexenden Stimme, die sich vor Aufregung noch überschlug. „Macht den Durchgang frei! Nicht mehr als zwei Personen nebeneinander! Zeigen Sie die Zettel vor, haben Sie überhaupt Brückengeld bezahlt?“

Keiner beachtete ihn, keiner gehorchte.

In der Mitte stieß er auf eine Gruppe von Schiffern und Halbleuten. Er forderte sie auf, nach Ehrenbreitstein zu gehen. Die Männer lachten.

„Was will der Zettelkerl von uns? Der will uns von unserer Brücke jagen? Scher dich weg!“

„Ruhe! sag ich“, quiekte der Aufseher, „Ruhe und weitergehn! Die Brücke ist zur Verbindung der beiden Rheinufer eingerichtet und steht dem Publikum dafür zur Verfügung, aber nicht für Versammlungen. Das kann ich nicht zulassen. Ich habe meine Vorschriften. Danach wird gehandelt.“

„Halt dein Maul! Hier handeln wir. Wir sind freie rheinische Schiffsleute. Wir bestimmen, was hier auf dem Rhein zu passieren hat.“

„Weitergehn, sage ich! Keine Haufen bilden! Was ihr wollt, ist mir ganz egal.“

„Wenn es dir egal ist“, äffte ein riesiger Brückenknecht die Fistelstimme des Aufsehers nach, „dann kannst du ja mal ein

bißchen mit den Gründlingen da unten spielen. Du glaubst nicht, wie gesund das für einen aufgeregten Geck ist. Ein frisches Bad im kühlen Rhein am frühen Morgen, das beruhigt Herz und Gemüt und bringt Stärkung für die ganze Woche.”

„Herr, was fällt Ihnen ein?”

„Was mir einfällt? Paß bloß auf, sonst fällst du mir so ganz zufällig in die Finger.”

Der kleine Aufseher zitterte vor Aufregung am ganzen Leib. Als er nicht nachgab, packte der Riese ihn wie einen jungen Hund im Genick und hielt ihn über das Geländer. Da wurde das rotgeschwollene Gesicht des noch immer Schimpfenden blaß. Er schwieg, zappelte wie ein Fisch an der Angel und reckte angstvoll die Arme zurück.

„Tu es nicht, Schängel”, sagte ein alter Halfmann zu dem Riesen, „sonst haben wir ja keinen mehr, der Brückengeld einsammelt.”

„So gehen wir mit denen um, die uns das Wasser abgraben wollen”, drohte der Schiffsknecht. Er zog dem Aufseher die Nase lang und setzte ihn auf die Bohlen zurück. Kleinlaut verschwand der Mann vom Schauplatz und verkroch sich in der Wachbude. Das Gelächter der Schiffer klang ihm noch in den Ohren. Er ärgerte sich. Er war wütend.

Ein wenig später trat Hermann mit einem Matrosen ein.

„Warum öffnen Sie die Brücke nicht?”

„Was geht Sie das an? Ich habe keinen Befehl. Meinen Sie, hier hätte jeder was zu sagen?”

„Aber das Handelsministerium hat es doch angeordnet.”

„Weiß ich nichts von. Ich tu, was mir befohlen wird, und sonst nichts.”

„Die Fahrt des ‘Seeländer’ ist von höchster Wichtigkeit.”

„‘Seeländer’ hin, ‘Seeländer’ her, der ist mir schnurz und piepe, wir haben hier andere Sorgen.”

„So? Das werden wir ja sehen“, flammte Hermann auf. „Ich gehe sofort zum Herrn Oberpräsidenten.“

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können, junger Mann. Aber blasen Sie sich bloß nicht so auf. Glauben Sie vielleicht, daß der Herr Oberpräsident nichts anderes zu tun hat, als Ihnen die Brücke zu öffnen? Der wird Sie rauswippen wie eine grüne Flunder!“

„Das wird er nicht, verlassen Sie sich drauf.“

Das feste Auftreten Hermanns hatte doch Eindruck auf ihn gemacht. Wer weiß, was das für ein junger Herr war. Wie ein Aufschneider sah er eigentlich nicht aus. Außerdem wurde dem Aufseher der noch ständig wachsende Tumult auf der Brücke unheimlich. Schließlich hatte er die Verantwortung. Auf jeden Fall konnte es nichts schaden, wenn er im Regierungsgebäude eine Meldung machte. Wer weiß, welche Scherereien ihm sonst noch entstanden. Er sprang auf und eilte dem jungen Mann nach.

Gerade als sich Hermann im Vorzimmer anmeldete, trat der Oberpräsident aus seinem Büro.

„Mijnheer Röntgen schickt mich, Exzellenz“, begann Hermann und verbeugte sich. „Die Schiffsbrücke ist noch nicht geöffnet. Vielleicht erinnern Sie sich meiner vom gestrigen Besuch auf dem ‘Seeländer’.“

„Aber natürlich, junger Freund. Was? Die Brücke ist noch nicht auf? Das ist ja wirklich allerhand. Da muß ich doch gleich mal eingreifen.“

Er faßte Hermann unter den Arm und ging mit ihm auf den Flur. Der Aufseher, der gerade eintrat, prallte zurück und erstarrte vor Ehrfurcht, als er die beiden im Gespräch herankommen sah.

Er versteckte sich hinter einer Ecke und hörte noch, wie der Oberpräsident zu einem Barnten sagte: „Lassen Sie dem Mann sofort einen schriftlichen Befehl überbringen. Er muß schleunigst die Brücke öffnen.“

Da sauste der Arme, der den Griff des riesigen Schifferknechts noch in seinem Nacken spürte, los.

In der Zwischenzeit war die Brücke schon von den Schiffern und Halbleuten selbst geräumt worden. Aber das hatte einen ganz anderen Grund. Der starke Knecht erfuhr ihn zuerst.

„Was sagt ihr?“ rief er, „Sand ist drin?“ Auch die anderen begannen wild zu lachen. Das Gerücht vom Anschlag in Andernach hatten sie jetzt erst gehört. Was wirklich geschehen war, wußten sie nicht. „Wenn das stimmt, ja dann soll er mal. Dann darf er, was er will, ganz auf seine eigene Kosten.“

„Bis an die Brücke kommt er vielleicht grade noch. Dann ist es vorbei. Dann treibt er ab.“

„Was wäre der ‘Seeländer’? Was haben die gesagt? Ein schwarzer Schwan? Stimmt, der schwarze Hals ist lang genug. Das ist aber auch alles. Sollst mal sehen, jetzt wird aus dem schwarzen Schwan eine bleierne Ente!“

„Macht Platz, Leute, geht zurück“, riefen alle, die eben noch eifrig ihre Stelle behauptet und sich der Öffnung der Brücke energisch widersetzt hatten. Sie hatten die Durchfahrt des ‘Seeländer’ verhindern wollen. Egidius Palm würde sich die Haare büschelweise ausgerissen haben, hätte er gesehen, wie diese Gelegenheit verpaßt wurde.

Noch ganz außer Atem stand der Aufseher vor der Tür der Wachbude und beobachtete, wie sie alle abzogen. Da brachte ihm ein Beamter das Schreiben mit dem roten Siegel. Er riß es auf, überflog die wenigen Zeilen und ging hinaus.

Was war denn plötzlich los? Die Schiffer selbst halfen ihm. Sie zerrten die Ketten auf und legten sich mächtig in die Ruder. In wenigen Minuten war das Mittelstück der Brücke gegen den schweren Strom ausgefahren. Ein Böllerschuß krachte, die Bahn war frei. Wie ein Pfeil schoß ein Nachen

auf den 'Seeländer' zu und legte an. Die Strickleiter schwebte herab. Hermann und der Matrose kletterten rasch an Bord.

Ein Aufatmen ging durch das ganze Schiff. Aus dem Kamin wogte eine ungeheure schwarze Wolke. Flammen züngelten empor, Funken sprühten. Die Menge am Ufer winkte und schrie. Eine alte Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Jesses Maria, das Teufelsding spuckt Pech und Schwefel!“ . Laut klangen die Kommandos über Deck. Klirrend schoß die Ankerkette auf. Das Gedröhn der Maschine ging in ein Sausen über. Die Schaufelräder begannen sich zu drehen, weißer Gischt stäubte hoch. Einige Minuten schien es, als treibe der 'Seeländer' ab. Mächtig erfaßte ihn die Strömung. Die Schiffer und Halfleute jubelten, als sie das verhaßte Boot mühsam gegen die Wellen kämpfen sahen. Aber nun wirbelten die Schaufelräder noch schneller. Das große Schiff bebte. Dann nahm es Fahrt auf. Immer noch schien es dem Steuer nicht zu gehorchen.

„Sollt mal sehen, bis zur Brücke kommen die, weiter nicht. Die versaufen mit Mann und Maus. Tut den Halunken gut. Was haben die hier zu suchen?“

Noch dichter brodelten die schwarzen Dampfwolken aus dem Kamin.

„Sand hat es im Hals, das Teufelsbiest, deshalb würgt es so. Paß auf, paß auf! Gleich verschluckt es sich.“

Schwer kämpfte der 'Seeländer' gegen die Flut. Aber er fuhr. Urban stand mit zusammengebissenen Zähnen auf dem Steuerstuhl und drehte das große Rad. Es mußte ihm gelingen, das Schiff mitten in die Lücke zu bugsieren. Die Schaufeln mahlten mit wilden Schlägen und peitschten das braune Wasser zu gelblichem Schaum. Die Fahrt wurde schneller. Urban atmete auf. Grade in dem Augenblick, als der Bug in der Höhe der Brücke war, krachte ein Böllerschuß.



„Er fliegt in die Luft, er explodiert!“ Doch den Gefallen tat der ‘Seeländer’ den Zuschauern nicht. Ruhig und sicher strebte er vorwärts. Es war zu merken, welche ungeheure Kraft in der Maschine steckte. Röntgen hörte sie keuchen und dröhnen. Er horchte mit zitterndem Herzen. Halt durch, dachte er. Wir haben dich gebaut, damit du uns den Rhein hinauf trägst, du mußt gegen den Strom. Dies ist erst der Anfang.

Zeig, daß wir uns auf dich verlassen können. Langsam beruhigte sich das Dröhnen. Röntgen eilte nach vorne.

Die Menge am Ufer hielt den Atem an. Der stiernackige Schiffer hob schon die Hände und saugte tief Luft ein. Er wollte losschreien, wenn jetzt die Maschine aussetzte und das Schiff zu Bruch ging. Nichts geschah! Mit aufgerissenem Mund starrte er seine Freunde an und ließ entmutigt die Arme sinken.

„Fünzig Pferde hat die im Leib“, stöhnte er. „Das merkt man.“

„Was?“ rief die Alte, die vorhin so geschrien hatte, entgeistert, „fünzig Pferde sind in dem Teufelskasten? Und die müssen die Räder drehen? Das ist doch eine Tierqälerei sondergleichen! Und sowas läßt die Regierung zu? Man soll es nicht für möglich halten.“

„Den Vogel Greif müßten wir haben, die große Kanone vom Ehrenbreitstein“, knirschte ein Schiffer. „Die wiegt dreihundert Zentner und schießt Kugeln von einhundertsechzig Pfund. Davon eine dem Biest in den Leib gejagt, das würde genügen!“

„Ja“, stöhnte ein anderer, „wenn der Vogel Greif noch da wäre, aber der ist längst die Mosel rauf nach Metz geflogen.“

Der ‘Seeländer’ zog weiter seine Bahn. Die nassen Wimpel knatterten im frischen Wind, die Schaufelräder drehten sich, der schlanke Bug durchschnitt keilförmig die Flut und warf Wellen auf, die bis zu den Ufern fortwallten. Steuermann Urban hätte am liebsten vor Freude gesungen, obwohl ihm der kalte Regen ins Gesicht schlug.

Die Fahrgäste hatten sich wieder in ihr Ölzeug gehüllt und standen in eifriger Unterhaltung an Deck.

Keiner hielt mit Lob zurück.

Für kurze Zeit trat Hermann mit Röntgen ins Arbeitszimmer.

„Schreib, Junge“, sagte er. „Das sind wichtige Zeilen, die ich dir jetzt diktiere:

Am 1. November 1824, 9 Uhr 40 Minuten, passierte der ‘Seeländer’ die Koblenzer Schiffsbrücke. Bis in die Nähe von Koblenz kam im Jahre 1817 der berühmte Engländer James Watt mit seinem Dampfschiff ‘Caledonia’. Der ‘Seeländer’ ist das erste Dampfschiff, das den Mittelrhein oberhalb von Koblenz befährt.“

Hermann malte mit seiner besten Schrift. Aber für mehr als drei Sätze langte Röntgens Geduld heute nicht.

Er stürmte wieder hinaus. Die Unruhe und die Freude trieben ihn hin und her.

„Wie geht es mit dem Holz?“

„Prima, Feuerung ist ausgezeichnet.“

Überall tauchte seine schmale, straffe Gestalt auf, im Maschinenraum, im Salon, auf dem Vorderschiff. Seine hellen Augen blitzten. Hermann blieb an seiner Seite. Eine Weile schauten sie vom Steuerstuhl über den Rhein.

„Bis heute war alles Spiel, Urban.“

„Aber jetzt geht es um die Blutwurst“, rief der Steuermann. „Als wir letztesmal hier vorbeikamen, weißt du noch, Hermann, da war der Rhein so brav wie Spülwasser. Heute ist er wilder als die Nordsee. Aber mit dem ‘Seeländer’ werden wir ihn packen.“

Urban hatte sein Ölzeug an. Handschuhe trug er nicht. Der Regen tropfte auf seine braunen Fäuste. Fest griffen die Finger in die Speichen. Breitbeinig stemmte er sich gegen das große Steuerrad.

„Wir müssen es schaffen.“ Er nickte zuversichtlich.

Rechts tauchte aus den Regenschwaden mit rotgelben, nassen Mauern die Burg Stolzenfels auf. Und gegenüber schoß aus grünen, waldigen Ufern die Lahn heran. Selbst das sonst so zahme Fließchen war hoch geschwollen und sandte

dem Rhein unermüdlich sein Hochwasser als Verstärkung zu. Der Wind wurde heftiger und lockerte die Regenwolken.

Das Wasser wechselte seine Farbe vom hellen Gelb bis zum tiefen, satten Braun. Die Überschwemmung wütete mächtig an den Ufern. Bretter und Balken und leere Fässer trieben vorbei.

„Wahrschau, Wahrschau!“ schrie der Matrose vom Ausguck am Bug. Ein Baumstamm mit riesiger Krone wogte heran, der irgendwo am Ufer ausgerissen war. Steuermann Urban hatte ihn erspäht. So hart er konnte, drehte er das Rad nach links. Ächzend gehorchte das Schiff. Trotzdem streifte der Baum die Bordwand. Einige Äste gerieten in die schlagenden Räder. Gurgelnd wand sich der Stamm und streckte die armdicken Wurzeln nach oben. Die Äste brachen und knickten. Hoch schoß der Stumpf aus dem schäumenden Wasser hinter den Rädern wieder hervor.

„Heiliges Kanonenrohr!“ schimpfte Urban. „Das hätte leicht schiefgehen können. Hier ist es ja gefährlicher als auf einem Urwaldfluß.“

Als Röntgen mit Hermann wieder in den Maschinenraum trat, machte der Meister ein bedenkliches Gesicht.

„Ich weiß nicht“, klagte er, „wir heizen, was wir können, aber die Umdrehungen lassen nach.“

Röntgen zog die Uhr und zählte selbst. Tatsächlich, die Räder schafften nur noch sechsundzwanzig Kreise in der Minute.

„Ob die Röhren schon wieder verstopft sind? Oder kann es am Holz liegen?“

„Am Holz nicht, aber an der Asche“, erklärte Mister Cockerill trocken.

Die Heizer starrten aus grau verrußten Gesichtern in die Feuerung. Knisternd zersprangen die Buchenklötze in der Höllenglut. Wolken von grauem Holzaschenstaub durchflirrten den Raum. Hermann spürte die heiße trockene

Luft so schwer auf der Brust, daß er kaum noch atmen konnte. Der Schweiß troff den Männern von den nackten Oberkörpern.

„Wie sieht es draußen aus?“ fragte einer, während er sich die Pfeife ansteckte.

„Es regnet und stürmt.“

„Siehst du, Hermann, da haben wir es doch viel gemütlicher als die da oben. Bei uns ist es trocken und bestimmt wärmer, was?“

„Ja“, antwortete Hermann kleinlaut. Ihm war beklommen zumute, als er die verschmierten und erhitzten Gesichter sah.

„Sag dem Urban, er soll bloß aufpassen, daß er uns nicht auf eine Klippe fährt. Wenn hier unten Wasser reinkommt, geht uns das Feuer aus. Und das wäre doch schade, was?“

Hermann lachte und ging mit Röntgen weiter.

DER SCHUSS AUF URBAN



Der 'Goldene Anker' kam in Sicht! Seit gestern mittag hatte sich überall in den Dörfern oberhalb Koblenz die Nachricht von der Ankunft des Dampfschiffs verbreitet. Egidius Palm hatte dafür gesorgt, daß seine Leute Bescheid wußten. Zwar war die nächtliche Unterredung mit Boisseree nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, aber er hatte die Hoffnung doch noch nicht ganz aufgegeben, daß der 'Seeländer' scheitern könnte. Konnte es nicht sein, daß ein Blitz das Dampfschiff zerschmetterte und auf den Grund des Rheins schickte? Egidius wünschte sich solch einen Blitz in seine Hand. Er würde ihn mitten in den 'Seeländer' schleudern.

Ohne Aufenthalt war er nach seiner Flucht aus dem Hotel die ganze Nacht hindurch gelaufen, bis er in seinem Heimatdorf ankam. Er wollte in der Nähe des 'Goldenen Ankers' sein, wenn das Schiff vorbeifuhr.

Der 'Seeländer' arbeitete sich gleichmäßig den Rhein hinauf. Auf Röntgens Weisung lenkte Steuermann Urban ihn näher zum Land hin. Hermann rannte zu Philipp. Er wollte mit ihm zusammen hinüberwinken. Beide standen sie dicht am Geländer und starrten zum Ufer. Langsam öffnete sich der Blick hinter der Biegung. Jetzt tauchte das Haus zwischen den beiden Kastanien-bäumen auf. Hermann streckte die Hand aus. An einer vorspringenden Uferstelle, die etwas höher lag, drängten sich die Menschen. Sie wollten das Wunderschiff so nahe wie möglich sehen. Ein Schreien, Winken und Rufen begann. Taschentücher und Wimpel flatterten. Bei dem Hochwasser konnte der 'Seeländer' dicht an Land vorbeisteuern. Röntgen ließ mit Absicht die Fahrt etwas verlangsamen. Mächtig drehten sich die Schaufelräder, majestätisch rauschte das Schiff heran.

Und da erkannte Philipp in all den Menschen auch Hanna.

„Da ist sie!“ Er puffte Hermann in die Seite. Die Freude, daß er sie wiedersah, war zu stark. Daß er vom Hof gelaufen war und alles andere hatte er in diesem Augenblick vergessen. Er legte beide Hände an den Mund und schrie, so laut er konnte: „Hanna! Hanna!“

Das Mädchen hörte die Stimme und schaute angestrengt hinüber.

Wie war denn das möglich? Das war doch Philipps Stimme! Der war doch seit Wochen verschwunden. Da erkannte sie beide, den Bruder Hermann und neben ihm den Pferdejungen.

„Stupsnas, Stupsnas!“ jubelte sie und hüpfte und sprang umher. Sie blickte noch einmal hin. Tatsächlich, dort stand Philipp neben dem Hermann und winkte mit beiden Armen.

Am ruhigsten von allen Leuten war Daniel. Er hatte die Hände in den Taschen vergraben und spuckte griesgrämig den braunen Tabaksaft ins Wasser. Gewiß, er war mit zum Ufer gegangen, um Hermanns Maschinenboot zu sehen. Aber was ging ihn der ganze Kram eigentlich an? Gar nichts! Die Leute waren ja verrückt. Die waren rein aus dem Häuschen. Ob die einen dafür, die andern dagegen schrien, ihm konnte das egal sein.

Nun hatte Philipp auch ihn entdeckt. Mit schnellem Griff riß er die Zeltplane los, damit das Pferd zu sehen war.

„Schnürres“, schrie er, „hier ist er, ich hab ihn wieder, wir haben ihn!“

Das fuhr wie ein Zündfunke in den alten Pferdeknecht. Er brauchte keine Sekunde, um den Fuchs mit dem weißen Stern zu erkennen. Eben hatte er noch halb mitleidig die schreienden Menschen betrachtet, jetzt sprang er selber hoch und brüllte: „Hurra! Ist das wahr? Ja, das ist doch wirklich ein Prachtjunge!“

Und der Fuchs, der so plötzlich im Freien stand, hob den Kopf und wieherte hell. Nein, war das ein Wiedersehen! Der Schnürres fiel vor Rührung Mutter Luise um den Hals. Tränen standen ihm in den Augen.

„Wir haben ihn, wir haben ihn“, jubelte er. „Da steht er, bei Stupsnas!“

„Ja“, flüsterte Mutter Luise und wischte sich mit dem Taschentuch durchs Gesicht. „Ich erkenne ihn ganz genau, der mit dem weißen Kragen ist es.“

„Was?“ stotterte Daniel, „der mit dem weißen Kragen?“

„Ja, den habe ich ihm doch genäht und mit dem letzten Paket nach Rotterdam geschickt.“

„Den Fuchs meine ich, unseren Fuchs mit dem weißen Stern!“

Der Wirt vom ‘Goldenen Anker’ lachte über das Mißverständnis, daß ihm beinahe die Halsadern platzten.

Die Schiffer und Halfleute aber wurden ungemütlich, als sie den Schnürres so vor Freude springen sahen.

„Du bist wohl nicht ganz bei Trost, du alter Geck, daß du wie ein Hampelmann herumtanzt und dich vor Jubel nicht lassen kannst, was? He, du, unser Tod fährt da auf dem Rhein. Du kannst dich mit deinen Gäulen einbalsamieren lassen. Du alter Heuchler! Erst tust du, als ob dir alles egal ist, und jetzt streckst du beide Arme in die Wolken zur Begrüßung.“

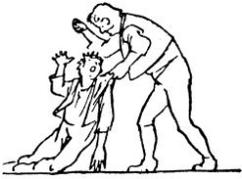
Daniel verstummte und blickte zur Seite. Da sah er Egidius Palm. Der stand wenige Schritte neben ihm und riß ein Gewehr an die Backe. Jeder wußte, daß er ein guter Schütze war.

Schon hatte er über Kimme und Korn die hohe Gestalt Urbans im Visier. Da stieß der Schnürres einen entsetzten Schrei aus und sprang ihn an. Der Schuß krachte. Mit seinen dürren Fäusten umklammerte Daniel den Gewehrlauf und ließ nicht los.

„Der Fuchs ist drauf“, keuchte er, „unser Fuchs!“ Die Frauen schrien und liefen davon. Die Männer ballten drohend die Fäuste. Zwei Gruppen bildeten sich. Die kleinere hielt zum Ankerwirt. Die anderen schrien: „Keinen Tropfen trinken wir mehr im ‘Goldenen Anker’. Die Bude schlagen wir dir in Klumpen. Du hilfst unseren Feinden. Weil dein Sohn bei diesem verfluchten Holländer in die Lehre geht. Das sollst du büßen.“

Egidius Palm war rot vor Wut. Er wollte sich auf den Ankerwirt stürzen. Da trat Mutter Luise dazwischen.

DANIELS RACHE



Während alle am Ufer versammelt waren, schlich ein Fremder über den Hof des 'Goldenen Ankers'. Er hatte ein gelbliches Gesicht. Seine schwarzen Augen funkelten. Scheue Blicke warf er aufs Haus, kurz spähte er durch ein Fenster der Gaststube. Niemand war zu sehen. Schnell ging er auf die Tür des Stalls zu und schlüpfte hinein. Ohne lange zu zögern trat er zu dem Braunen und löste die Kette von der Wand. Das Pferd legte böse die Ohren zurück. Es witterte Gefahr. Der Fremde streichelte es und sagte schmeichelnd: „Komm, bist gute Tier, stell dich nicht an, komme liebe Pferd!“

Der Braune zitterte am ganzen Leib. Vielleicht kam ihm die Stimme bekannt vor. Der Fremde ließ die Augen triumphierend durch den Stall gehen. „Du bist bestes Pferd, komm!“

Er schob dem Braunen geschickt das Gebiß ins Maul, führte ihn mit festem Griff durch die Gasse und zerrte ihn durch die Tür. Das Pferd widerstrebte. Als der Fremde es bis vor den Stall gezogen hatte, tat es einen kurzen Satz nach vorne, holte aus und trat zu. Der Braune war stark und sein Huf war hart. Der Fremde flog wohl drei Meter über das Kopfsteinpflaster. Dann blieb er liegen. Der Braune schüttelte sich und trabte zurück zur Stalltür, die ins Schloß geflogen war.

Ein paar Sekunden später läutete die Glocke unter den beiden Kastanien Alarm. Bim, bim, bimbim! Unaufhörlich schlug der Klöppel an. Babette zog aufgeregt am Seil.

Das geschah in dem Augenblick, als draußen am Ufer Egidius Palm über den Ankerwirt herfallen wollte und Mutter

Luise mutig dazwischentrat. „Ihr Mannsleut seid wohl nicht recht gescheit sagte sie, da schrie einer aus der Menge:

„Es brennt!“

„Um Gottes willen, das ist unsere Glocke. Im ‘Goldenen Anker’ brennt’s!“

Die geballten Fäuste lockerten sich, die Arme sanken herab, alle Leute schauten verdutzt zum Ufer hinauf. Feuer, das war eine Gefahr, die alle anging. Bei Feuer mußte ein Nachbar dem andern helfen, selbst wenn es sein Todfeind war. Das war ein unantastbares Gesetz.

Lauter und länger gellte die Glocke droben. Die Männer vergaßen ihren Streit um den ‘Seeländer’. Auch Egidius Palm. Er horchte und glaubte drüben schon die lohenden Flammen aus dem Dach des ‘Goldenen Ankers’ herausschlagen zu sehen. Und da fiel ihm ein, daß er der Feuerwehrhauptmann war.

Mutter Luise, die eben noch so energisch war, wurde blaß vor Angst. „Unser Haus“, jammerte sie, „meine Bettwäsche, meine Möbel..

„Die Pferde“, schrie Schnür res. „Ich muß die Tiere retten.“ Er rannte als erster los.

„Feuerwehr hört auf mein Kommando!“ trompetete Egidius Palm, als er Daniel springen sah. „Holt den Spritzenwagen und die Eimer, alle Mann sofort zum ‘Goldenen Anker’! Feuerwehr marsch, marsch!“

Das Kommando wäre gar nicht mehr nötig gewesen. Männer und Frauen und Kinder, alles, was am Ufer war, eilte im Laufschrift zum ‘Goldenen Anker’ hinauf. Mutter Luise mußte zwischendurch verschnaufen. Peter Ehrsam tröstete seine schluchzende Frau:

„Es kann ja nicht so schlimm werden, Luise, bei dem Regenwetter.“ Die Glocke bimmelte unaufhörlich weiter.

Obwohl Daniel fast der älteste war, blieb er an der Spitze. Keiner holte ihn ein. Der Gedanke an die Pferde trieb ihn

vorwärts.

„Wo?“ rief er der Babette von weitem zu, „wo? wo?“

„Im Pferdestall!“

„Es brennt im Pferdestall beim Peter Ehrsam!“ schrien die ersten. Hinten wiederholten die anderen: „Der ‘Goldene Anker’ brennt, im Pferdestall hat es angefangen.“

Als die vorderste Gruppe an ihr vorbei dem Schnürres nachstürmte, hielt Babette im Läuten ein und lief mit. Von Flammen, Qualm und Rauch war nun freilich nichts zu entdecken. Überhaupt lagen alle Gebäude in friedlicher Stille. Das Pflaster im Hof war durch den Regen frisch gewaschen und glänzte spiegelblank. Daniel verlangsamte das Tempo und ging vom Galopp erst zum Trab, dann zum Schritt über. Suchend blickte er umher. An keinem Dachstuhl zeigte sich Qualm.

„Wo denn, Babette?“ keuchte er ungeduldig. Doch nun sah er etwas Außergewöhnliches. Der Braune, den er im Stall gelassen hatte, stand draußen vor der geschlossenen Tür mit baumelndem Halfterriemen. Er stand mit der breiten Hinterfront gegen den Rahmenpfosten und kratzte sich behaglich. Er sah aus wie ein Wachtposten, der sich gemütlich die Zeit vertreibt.

„Wo brennt es denn?“

„Brennen? Es brennt doch nicht. Der Halunke da wollte den Braunen stehlen.“ Babette hatte sich einen Knüppel gegriffen und wackelte heran. Der Schnürres sprang hin. Gleich hinter dem Misthaufen lag ein Kerl am Boden.

„Der da! Ich sah gerade noch, wie er mit dem Braunen auf und davon wollte. Ich habe geschrien und geläutet. Der Braune hat ihm eine verpaßt.“

„Laßt mich, Leute, bin armes Mann! Böse Pferd hat mich getreten. Lief hier draußen frei herum. Ich wollte ihn in Stall bringen, damit nicht wegläuft. Hat mein Bein getrampelt. Krumme Kröte!“

„Was lügt der Bandit?“ zeterte Babette. „Der Stall war zu. Ich habe den Schwindler vom Dachfenster aus entdeckt. Ich wollte doch auch das Dampfboot sehen.“

Daniel sah das gelbliche Gesicht und die schwarzen Augen. Der Kerl am Boden wimmerte vor Schmerzen. ‚Krumme Kröte‘ hatte er gesagt. Jetzt kommt meine Rache. Du bist mir nicht umsonst in die Finger gefallen, Bursche! Aber Glück hast du doch.

„Kennst du einen Fuchs, he? Hast du schon mal was von einem Fuchs mit einem fünfzackigen weißen Stern auf der Stirn gehört?“

Daniels Stimme klang ganz ruhig. Der Kerl krümmte sich noch mehr zusammen und wand sich wie eine Schlange. Mit beiden Händen umklammerte er sein rechtes Knie. Er merkte, was ihm drohte. Meter um Meter wollte er sich weiterschlingeln.

„Ich Bein total kaputt, ich ruiniert für Leben.“

„Was hast du gesagt? Krumme Kröte?“ Daniel rollte das R wie eine alte Schubkarre.

„Hast du schon mal jemand Pfeffer in die Augen gestreut? Weißt du, wie das ist, wenn man Feuer im Gehirn hat? Lauf, Babette, hol den Pfefferpott aus der Küche. Ich will es mal bei ihm ausprobieren, damit er Bescheid weiß und mitreden kann!“

„Ha!“ riefen die Leute, die inzwischen herangekommen waren. „Der ist das? Der Halunke, der dem Daniel und Stupsnas den Fuchs geklaut hat? Zieht ihm das Fell über die Ohren!“

„Ich hole den Pfefferpott.“ Schon trabte Babette zur Küche.

„Erbarmen“, ächzte der Fremde.

„Erbarmen? Hast du vielleicht Erbarmen mit uns gehabt? Hast du dem Philipp nicht gegen den Hals geschlagen und mir das Feuer in die Augen geschleudert, daß ich drei Tage fast blind war?“

„O weh, o weh.“

Daniel kriegte den Stöhnenden beim Schlafittchen, richtete ihn halb auf und drehte ihm mit einem Ruck einen Knopf der blauen Jacke ab. Er fingerte in seiner eigenen Hosentasche und holte den Stoffetzen hervor, den er von damals noch verwahrte.

„Siehst du, Lump, von deiner Jacke ist der Knopf. Wenn Stups- nas wüßte, daß wir dich haben, der spränge direkt vom ‘Seeländer’ kopfüber in den Rhem und käme her.“

Die Leute drängten sich um Daniel und verglichen die beiden Knöpfe. Da wagte der Fremde einen verzweifelten Satz. Alle Kraft raffte er zusammen und sprang auf. Drei, vier Schritte weit kam er. Wie besessen schrie er, so daß die Umstehenden entsetzt zur Seite flohen. Aber dann stürzte er von selbst wieder zusammen. Er hatte sich zuviel zugemutet. Schmerzverkrümmt lag er am Boden und war einer Ohnmacht nahe. Nun tat es Daniel doch leid, daß er den schwer Verletzten geängstigt hatte. Denn in Wirklichkeit dachte er nicht daran, dem Hilflosen Pfeffer in die Augen zu streuen. Zwar war seine Wut groß, doch zu solcher Grausamkeit war er gar nicht fähig.

Endlich kam der Ankerwirt. Er hatte die weinende Mutter Luise ins Haus geführt. Nun trat er zu dem Kreis um den Fremden, der sich auf den Rücken gedreht hatte, die Beine steif von sich gestreckt und die Augen geschlossen hielt. Speichel rann ihm aus dem Mund. Er atmete nur noch schwach. Der Schnürres und die andern blickten hilflos auf das Häufchen Elend, das der Braune so grimmig zugerichtet hatte. Der Ankerwirt befühlte das getroffene Knie und riß das durchlöchernte Hosenbein auseinander. Der blasse nackte Unterschenkel des Mannes war dürr und stand schief zur Seite.

„Leute, das Knie ist ja ganz zermatscht. Eine tiefe Fleischwunde und die Knochen bestimmt dreimal gebrochen.“

Schnürres kniete neben dem Fremden nieder. Der schlug die schwarzen Augen auf. Als er Daniel so dicht vor sich sah, hob er die Hände vors Gesicht und brüllte verzweifelt.

„Kein Pfeffer! Nein, bittäh, ich will nicht merr wieder tun, bittäh.“

„Armer Hund“, sagte Daniel leise. „Verdient hättest du es wirklich und noch eine gehörige Tracht Prügel dazu. Aber du bist genug bestraft. Der Braune hat dich nicht vergessen. Der beißt wie der Teufel alle, die er nicht leiden kann. Und dich kann er nicht leiden. Das hast du gemerkt. Das ist dein Pech. Der Braune hat mir die Rache abgenommen. Das ist auch dein Pech. Sonst wäre dein Knie noch heil.“

„Und der Fuchs ist ja auch wieder da“, ergänzte der Ankerwirt. Daniel sprang auf und sagte laut: „Das ist sein Glück. Sonst hätte ich den ausgewrungen wie ein nasses Taschentuch. Das hatte ich mir damals geschworen.“

„Der Kerl hat ein Pferd geklaut und wer weiß was sonst noch“, schimpfte einer der Umstehenden. „Ein Hergelaufener ist er außerdem. Sollen wir den ungestraft ziehen lassen?“

Aber alle andern widersprachen ihm, und der Ankerwirt befahl: „Holt eine Leiter! Wir sind rheinische Christenmenschen und keine Henkersknechte. Der muß zum Doktor.“

Aber es gab noch einen kleinen Aufenthalt. Denn Gendarm Greifmann trat eben keuchend hinzu und drängte sich nach vorne.

„Halt, was ist hier los? Finger weg von dem Brandstifter, der ist dem Gesetz verfallen!“

„Wo brennt es denn, Herr Gendarm? Von Brandstifter kann hier gar keine Rede sein. Das ist ein ganz gemeiner Pferdedieb.“

„Wieso? Was sagen Sie? Diebstahl? Das muß erst bewiesen werden.“

„Was? Beweise? Die habe ich hier in der Hand. Gucken Sie sich die zwei Knöpfe an!“

Gendarm Greifmann wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah auf Daniels ausgestreckte Hand.

„Geben Sie das Beweismaterial her! Der Augenschein kann trügen.“

„Nicht für tausend Taler, Herr Gendarm, die Knöpfe rücke ich nicht raus. Die vermache ich dem Philipp. Der wird sie in Ehrenhalten. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Dieser Bursche hat mir das Feuer in die ...“

„Also doch versuchte Brandstiftung ...“

„Nun machen Sie aber erstmal einen Punkt, Herr Greifmann“, lachte der Ankerwirt und klopfte dem Gendarm begütigend auf die Schulter. „Nicht ganz so eilig. Das ist doch der Kerl, der dem Daniel und Stupsnas den Fuchs geklaut und bei der Gelegenheit dem Schnürres den Pfeffer in die Augen gestreut hat.“

„Das sind mehrere Untaten. Jede einzelne wird mit mindestens drei Monaten Gefängnis bestraft.“

„Sachte, sachte, Herr Greifmann, das kommt alles später. Zunächst mal liegt der arme Mensch hier am Boden. Ihm ist das ganze Knie zerschmettert

„Wer hat das getan?“ eiferte der Gendarm. „Das ist Körperverletzung. Bis zur Klärung des Sachverhalts muß ich den Täter gleichfalls in Haft nehmen.“

„Können Sie, können Sie“, sagte Peter Ehram. „Er ist hier in der Nähe.“

„Also, wer war es? Ein freies Geständnis kann unter Umständen die Strafe mildern.“

„Der dort!“ erklärte der Ankerwirt nach einer kleinen Kunstpause und wies auf den Braunen, der sich immer noch seelenruhig an der Tür des Pferdestalls kratzte.

Allmählich merkte Gendarm Greifmann nun doch, daß er sich mit seinem übertriebenen Dienstifer böse verrannt

hatte. Er wandte sich dem Verletzten zu, der inzwischen auf die Leiter gebettet worden war, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in ernstem Ton: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet.“

„Ja“, nickte der Fremde, und seine schwarzen Augen blickten ergebungsvoll. Er war froh, als er vom Hof weggetragen wurde.

Nun rappelte der Feuerwehrwagen heran. Vorne drauf stand Egidius Palm. Er sprang ab und stürmte in den Hof. Schon liefen die ersten Männer mit gefüllten Wassereimern herbei.

„Halt!“ rief der Ankerwirt ihnen zu, „mit dem Brand ist es nichts, das war ein Irrtum!“

Ein lautes Erzählen begann. Alle hatten sich im Hof versammelt. Der Ankerwirt stieg auf einen Wagen und winkte. Da wurden sie still und hörten ihm zu.

„Das ist heute ein großer Tag“, begann er. „Der Fuchs ist wieder da, Stupsnas auch, und der Pferdedieb ist geschnappt. Dann dachten wir, daß der ‘Goldene Anker’ abbrennt. Meine Frau hat schon die ersten Tränen vergossen. Ihr alle seid gekommen, um zu helfen. Das werde ich euch nicht vergessen. Dafür danke ich euch. Vor allem dir, Egidius, weil du die ganze Feuerwehr so schnell zusammengetrommelt hast.“

Vom ‘Seeländer’, vom Schuß und vom Streit am Ufer erwähnte er nichts. Doch alle spürten, daß er auch daran dachte. Alle hörten ihm aufmerksam zu. Egidius Palm trat vor und reichte dem Ankerwirt die Hand.

„Das ist doch klar“, sagte er verlegen. „Wir lassen dir doch nicht dein Haus über dem Kopf abbrennen.“

Peter Ehram hielt Palms Hand fest und sprach weiter: „Deshalb seid ihr heute alle meine Gäste. Der ‘Goldene Anker’ lädt euch ein. Dieser Tag muß gefeiert werden.“

So fand ein großes Fest statt. Natürlich war der Widerstand der Halfleute und Segelschiffer gegen die Dampfschiffahrt damit nicht aus der Welt geschafft. Aber heute gab es im 'Goldenen Anker' nur fröhliche Gesichter.

DIE GROSSE ENTTÄUSCHUNG



Der 'Seeländer' war inzwischen weiter seine Bahn rheinauf gezogen. Die beiden Jungen hatten von dem Schuß und dem Tumult am Ufer nichts gemerkt. Die anderen Passagiere auch nicht. Das Geräusch der Maschine und das Krachen der Böller waren zu laut. Wehmütig sah Philipp, wie der 'Goldene Anker' zurückblieb. Er sagte zum Fuchs:

„Ich verlasse dich nie mehr. Lieber geh ich mit dir nach Köln.“

Boisseree freilich war der Schuß nicht entgangen. Jedoch war er nicht sicher, wie er ihn deuten sollte. Er mußte nicht unbedingt jemandem auf dem Schiff gegolten haben. Herr von Cotta stand dicht bei ihm, als sie so nahe am Ufer vorbeifuhren. Er zupfte seine weiße seidene Kragenschleife zurecht und sagte:

„Überall lachende Gesichter, Fröhlichkeit und Winken. Das rheinische Volk ist wirklich aufgeschlossen für den technischen Fortschritt unserer Zeit. Das ist ein gutes Zeichen.“

Da konnte sich Boisseree doch nicht enthalten, ihm unter vier Augen von dem nächtlichen Erlebnis mit Egidius Palm zu erzählen, über das er bisher geschwiegen hatte.

Auch Röntgen und Urban hatten die Kugel pfeifen hören. „Gilt uns das?“ fragte der Steuermann und duckte sich aufs Rad.

„Unsinn!“ beruhigte ihn Röntgen. „Das ist nur die Antwort auf unseren Böllergruß. Die Leute wollen zeigen, daß sie auch mit Pulver umgehen können.“

In Wirklichkeit war er davon nicht überzeugt. Deshalb befahl er:

„Volle Kraft voraus! Halten Sie das Schiff jetzt mehr in der Mitte des Stroms!“

Regen und Wind ließen glücklicherweise nach. Mevrouw van Vollenhoven erschien mit ihrem kleinen Kind an Deck. Sie trug es selbst auf dem Arm, und alle bewunderten das schwarzhaarige kleine Geschöpf in den Kissen, das so munter in die Welt guckte. Die Herrschaften hatten sich Stühle nach vorn bringen lassen. Sie betrachteten die Landschaft und unterhielten sich lebhaft.

Röntgen horchte immer aufmerksam auf das Stampfen und Dröhnen der Räder. Es war der Pulsschlag, an dem er die Leistung des Schiffes kontrollierte. Er trat mit Hermann in die Arbeitskajüte. Doch bevor er ihm den ersten Satz ins Tagebuch diktierte, griff er nach dem Messingdeckel, hob ihn ab und fragte unruhig in das Rohr:

„Wie sieht es mit der Maschine aus?“

Mister Cockerill antwortete zögernd: „Um es genau zu sagen: schlecht! Können Sie mal runterkommen? Wir müssen wohl heute abend wieder tüchtig die Rohre reinigen.“

„Los, runter Hermann! Die Schreibearbeit lassen wir für später. Dafür haben wir immer noch Zeit.“

Im Maschinenraum war es beinahe dunkel. Wolken von Aschen- staub flimmerten in der Luft.

„Liegt am Holz“, knurrte Mister Cockerill knapp. Er hatte seine kurze Tabakspfeife wie gewöhnlich im Mundwinkel hängen und war selbst grau im Gesicht. „Die Asche ist zu fein, setzt sich überall ab, dringt in jede Ritze. Dazu der Lehm aus dem Rheinwasser, alles verschlammt. Ich bin nicht zufrieden.“

Röntgen trat nahe an das Gestänge. Die eisernen Arme flogen unablässig hin und her, die Räder surrten, das Öl blinkte blau und gelb unter der Staubschicht. Die Luft war stickig und heiß. Die Männer sahen angestrengt und übermüdet aus.

Ein Kellner kam eben und wollte zwei Krüge Bier auf der Treppe abstellen.

„Nur näher heran“, befahl Röntgen, „nur keine falsche Scham, mein Lieber! Schadet nichts, wenn das weiße Frackhemd ein paar dunkle Flecken kriegt.“

„Ich dachte, weil ich doch gleich oben die Herrschaften bedienen muß.“

„Herrschaften hin, Herrschaften her. Für den ‘Seeländer’ ist jeder Maschinist mehr wert als drei von den Leuten da oben. Die fahren nur zu ihrem Vergnügen. Hier unten entscheidet es sich, was die Maschine kann.“

„Jawohl.“

Eifrig hob der Kellner die Krüge wieder auf und schenkte jedem Mann ein. Die Feuertür öffnete sich. Ein Schwall glühender Luft drang in den Raum. Ein Heizer griff die Schaufel und schleuderte mit zielsicherem Wurf die Kohlen durch den schmalen Schacht. Zwei andere schoben mit langen eisernen Gabeln eine Ladung Holz hinterher. Heulend faßten die blauen Flammen die neue Nahrung.

Mister Cockerill hatte inzwischen den Dampfdruck kontrolliert.

„Bis heute abend halten wir aus. Länger nicht. Dann geht das Spiel wieder los: Generalreinigung.“

„Läßt sich leider nicht ändern, Männer“, sagte Röntgen fest. „Wieviel Umdrehungen?“

„Dreiundzwanzig zur Zeit. Tempo läßt weiter nach.“

„Kein Wunder bei dem Dreck!“

Als sie wieder im Arbeitsraum waren, setzte sich Röntgen an Hermanns Platz. Er griff nach Bleistift und Zirkel und maß die Strecke aus. Er war sehr müde. In den drei letzten Nächten hatte er nur wenig geschlafen. Hermann goß ihm eine Tasse Kaffee ein. Gierig trank er, ohne von seinen Papieren und Karten aufzublicken.

„Bis Mainz reicht es auf keinen Fall“, murmelte er, „aber bis zur Pfalz bei Kaub muß ich es schaffen. Es ist gut, daß die anderen ihr Vergnügen haben. Es darf gar nicht anders sein. Sie dürfen nicht merken, mit welchen Schwierigkeiten wir kämpfen. Für uns, Hermann, ist es eine Probe fürs Leben. Nicht nur für uns allein, auch für die Leute an der Maschine. Hast du sie gesehen? Es ist wirklich schwer, wie sie schuften müssen. Und doch halten sie durch. Sie werden gut bezahlt, ja. Aber das Geld allein macht es nicht. Sie sind mit dem ‘Seeländer’ schon ganz verwachsen. Es ist ihre Maschine, für die sie die Verantwortung tragen. Aber auch sie wissen nicht, wie schlecht es in Wirklichkeit steht. Doch das macht nichts. Die gemeinsame Arbeit hat aus ihnen eine feste Mannschaft gemacht. Und die Maschine ist ein Teil dieser Mannschaft. Darauf kommt es an. Glaube mir, jede andere Fahrt wäre eine Spielerei. Aber der Rhein zu dieser Jahreszeit und mit dieser Strömung ist ein schwerer Brocken. Wann müssen wir wieder in Rotterdam sein?“

„Am 6. November ist unsere planmäßige Fahrt zwischen Rotterdam und Antwerpen fällig.“ Röntgen nickte und beugte sich wieder über die Karte. Vor Hermann tauchte die Weite der holländischen Landschaft auf, der breite, sanft dahinziehende Strom, die Windmühlen, die flachen Ufer, auf deren Wiesen die Kühe weiden. Da unten war der Fluß dem Meer schon so nahe, daß er kaum noch Gefälle hatte. Hier oben aber brodelte und brauste er schäumend zwischen den Felsufern.

„Am 6. November“, wiederholte Röntgen überlegend. „Das heißt also, daß uns nur noch vier Tage bleiben, vier kurze Tage. Aber bis Kaub müssen wir kommen. Bis zur Pfalz bei Kaub. Dann ist die Probe bestanden.“

Die Maschine stampfte immer mühsamer, das Tempo ließ weiter nach. Früh sank die Abenddämmerung herab. Kaum waren die Ufer noch zu erkennen. Endlich tauchten erleuchtete Häuser auf. St. Goarshausen, die Stadt unterhalb

der Lorelei, lag vor ihnen. Schwerfällig arbeitete sich der 'Seeländer' vorwärts. Links und rechts stiegen die Berge himmelhoch an.

„Hat keinen Zweck mehr“, sagte Urban dann. „Ich muß sehen können, wohin ich steuere. Ich kann nicht einfach nach dem Gefühl fahren. Das könnte uns schlecht bekommen.“

Röntgen willigte ein. Die Anker fielen, die Maschine atmete aus, die Räder hielten an. Eine tiefe Stille lag mit einemmal über dem Schiff und über dem ganzen Tal. Im Salon brannten wieder festlich die Kerzen. Aus den hell erleuchteten Fenstern fiel der Schein auf die wallende Flut, die an den Flanken des Schiffs vorbeirauschte. Im Maschinenraum begann dieselbe Arbeit wie vor Koblenz. Wieder schraubten die Männer die Leitungen auseinander und reinigten sie. Wieder und wieder prüfte Cockerill die Dichtungen und Verschlüsse. Und auch Röntgen saß noch lange nach Mitternacht bei ihnen.

Am nächsten Tag lag keine Schiffsbrücke als Schranke auf dem Rhein. Dafür aber war der Morgen pechschwarz. Es schien, als wolle es nie mehr hell werden, als seien sie in eine Sackgasse geraten, als sperre eine dunkle Wand den Weg. Um sechs Uhr war die Mannschaft geweckt worden. Die Fahrgäste lagen noch im ruhigsten Schlummer. Um sieben Uhr gab Röntgen den Befehl zur Abfahrt. Wieder klirrten die Ankerketten, wieder gellte der Pfiff aus dem Dampfrohr. Brausend setzten sich die Räder in Bewegung, ächzend fuhr das Schiff an. Röntgen war nicht zufrieden.

„Mir ist nicht wohl“, sagte er zu Hermann.

„Sind Sie vielleicht krank?“

„Junge, wie könnte ich krank sein, wenn es um das Schiff geht? Ich habe den unangenehmen Eindruck, als ob mit dem 'Seeländer' was nicht in Ordnung ist. Hör doch mal.“

Die Maschine ruckte und fiel zwei Schläge aus. Röntgen preßte die Hände gegen die Brust.

„Was ist das?“

Sie hatten das Gefühl, als drehe sich der ‘Seeländer’ mitten im wilden Wasser steuerlos um seine eigene Achse, als werde er vom Strom fortgespült. Aber so schlimm war es noch nicht. Die Schaufelräder setzten stoßend wieder ein.

„Wieviel Schläge?“ brüllte Röntgen in das Messingmundstück.

„Vierundzwanzig.“

„Vierundzwanzig? Das kann ich nicht glauben!“

„Dann zählen Sie doch selbst!“

Cockerills Stimme klang unwillig. Auch er war erschrocken über das Aussetzen der Maschine. Röntgen war wie gelähmt. Ihn überlief es kalt. Hermann starrte hinaus. Er visierte über die Fensterkante ein Haus am Ufer an. Nun erkannte er es deutlich: der ‘Seeländer’ wich zurück. Er konnte sich nicht halten. Die Schläge der Räder reichten nicht einmal aus, das Boot gegen die Strömung zu behaupten. Grauschwarz drohte die Schlucht vor ihnen. Das Gefälle an den Felsen der Lorelei würden sie nie bezwingen.

Das war das Ende. Aus war der Traum von der ruhmreichen Bewältigung der schwierigsten Rheinstrecke durch den ‘Seeländer’ unter der Führung des ehemaligen Marineoffiziers und Schiffsbaumeisters Röntgen. Zu Ende der Traum von der Beteiligung der reichen Kölner Handelsherren am Plan einer gemeinsamen Rheindampfschiffahrtsgesellschaft. Zum erstenmal sah Hermann, daß Röntgens Hände zitterten.

„Junge“, sagte er beschwörend und packte seinen Sekretär bei den Schultern, „wir dürfen nicht aufgeben!“ Hermann spürte die ungeheure Spannung dieses Augenblicks, der über das Schicksal des ‘Seeländer’ entschied.

Noch einmal griff Röntgen nach dem Mundstück und befahl energisch: „Volldampf voraus!“

„Wir haben eine Höllenglut in der Feuerung“, antwortete Cockerill. „Mehr kann ich dem Kessel und der Maschine nicht zumuten.“ „Wir fallen zurück. Ich gehe nach draußen. Sie hören gleich wieder von mir.“ Cockerills Antwort war nicht mehr zu verstehen.

„Komm, Hermann!“

Sie traten hinaus. Regen peitschte ihnen ins Gesicht. Die Ufer lagen hinter dichten Schleiern. Das Wasser rauschte drohend, weißer Schaum sprühte von den Rädern. Schwarz ragte der Steuerstuhl vor ihnen auf. Auf dem Vorderdeck gewahrten sie eine Gruppe von Männern. Einige der Fahrgäste hatten es also doch nicht im Salon ausgehalten.

„Warum heizen die nicht stärker? Warum haben wir nicht mehr Dampf?“ fragte Urban.

„Können nicht“, antwortete Röntgen.

„Wir fallen zurück.“

„Sehe ich. Steuern Sie so, daß wir wieder an den Ankerplatz von vorhin treiben! Sind Anker klar zum Fallen?“

„Anker klar“, rief vorne ein Matrose.

„Hermann, laß die Maschine auf halbe Kraft gehen!“

Der ‘Seeländer’ trieb widerstandslos rheinab. Hermann war leichenblaß, als er den Befehl unten ausrichtete. Als der Maschinenmeister ihn ausfragen wollte, zuckte er wortlos die Schultern und eilte wieder nach oben. In all den Monaten hatte Röntgen noch immer recht behalten. Alles war ihm geglückt. Aber jetzt?

Röntgen gab das Kommando, die Ketten rasselten, die Anker fielen. Genau vierzig Minuten nach dem Start lag der ‘Seeländer’ wieder am gleichen Platz, von dem er heute früh aufgebrochen war. Das war eine Enttäuschung! Röntgen besprach sich noch eine Weile mit Urban, bevor er zum Deck hinunterging.

Aufgeregt redend standen die Fahrgäste beieinander.

„Was ist los, Herr Röntgen? Ist etwas passiert?“

„Eine ganz kleine Frage“, sprudelte Herr Merkens hervor. „Nehmen wir mal an, wir wollen ja nicht hoffen, daß was passiert, aber sind eigentlich genug Schwimmwesten und Rettungsboote an Bord?“

„Geben Sie das Rennen auf, Herr Röntgen?“

Philipp hatte sich an Hermann herangeschlichen. „Weißt du“, flüsterte er, „auf jeden Fall habe ich dem Fuchs schon mal alle Riemen losgemacht. Wenn der ‘Seeländer’ umkippt, schwimm ich mit dem Pferd an Land. Komm du nur gleich nach hinten gelaufen. Du kannst dich am Fuchs festhalten. Der trägt dich gut. Von hier aus sind wir in ein paar Stunden zu Hause.“

Ärgerlich schob Hermann den Freund beiseite. Daß nun ein anderer auch gleich am Gelingen der Fahrt zweifelte, machte ihn zornig. Noch war ja gar nichts geschehen.

„Sei doch still, red doch keinen Blödsinn“, rief er ihm nach.

Welche Veränderung aber war mit Röntgen vorgegangen! Lachend wies er alle Einwände der Fragenden ab. Hermann bewunderte die Selbstbeherrschung dieses Mannes, der eben noch vergrämt und sorgenvoll war und dessen Augen jetzt so sicher und fröhlich strahlten.

„Nicht die geringste Ursache zur Beunruhigung, meine Herrschaften, nicht der leiseste Gedanke daran, daß wir aufgeben. Im Gegenteil. Lediglich aus technischen Gründen habe ich mich zu einer nochmaligen Überprüfung der Maschinenanlage entschlossen. Es scheint Mister Cockerill und mir sicher, daß durch die ständige Verwendung des verschmutzten Rheinwassers irgendwo eine Verschlammung eingetreten ist, die bei der nächtlichen Reinigung übersehen wurde. Die Maschine tut ihre Schuldigkeit. Besser, als wir erwarten durften.“

Sie wollen doch bitte nicht vergessen, daß wir uns ganz außergewöhnlichen Witterungs- und Wasserverhältnissen gegenüber sehen. Normalerweise treten solche Hindernisse nicht auf. Stellen Sie sich vor, es wäre Juni. Was glauben Sie, wie unser 'Seeländer' den Rhein durchschneite! Aber uns kommen diese Schwierigkeiten gerade recht. Sie geben uns Gelegenheit, mehr zu erproben als wir sonst könnten. Mister Cockerill und ich hatten es uns so gewünscht. Tatsächlich! Wir sind mit dem Verlauf der Fahrt sehr zufrieden.

Und Sie selbst doch auch, nicht wahr. Ich bitte Sie also um ein wenig Geduld. Das ist alles. Nur ein bißchen Geduld. Machen Sie es sich so bequem wie möglich. Betrachten Sie die Pause als verdiente Erholung nach den gestrigen Anstrengungen und als Vorbereitung auf den morgigen, entscheidenden Tag."

Wirklich erreichte Röntgen, was er wollte. Die Mienen der Fahrgäste, die ein wenig sorgenvoll gewesen waren, glätteten sich. Röntgens Ansprache wirkte überzeugend. Selbst Hermann, der doch die Zusammenhänge kannte, fühlte sich erleichtert.

„Machen wir ein Spielchen“, schlug Herr Merkens den Holländer Freunden vor. „Die Karten liegen bereit.“

„Und wir, Herr von Cotta“, sagte Boisseree, „können jetzt mal in Ruhe eine Partie Schach spielen.“

NOCH EINE ÜBERRASCHUNG



Erst im Laufe des Vormittags wurde es einigermaßen hell. Da zeigte es sich, daß der 'Seeländer' am Anfang von St. Goarshausen, genau gegenüber der Burg Rheinfels, vor Anker gegangen war. Das mächtige fahle Gemäuer war noch von Nebelschwaden umzogen. Auch ihre rechtsrheinische Nachbarin, die Burg Katz über St. Goarshausen, hüllte sich in wehende graue Schleier. Stromaufwärts endete die Sicht am unheimlichen Felsklotz der Lorelei. Dort lauerte die Gefahr.

Gegen Mittag stand Philipp neben dem Stall. Er hatte keine richtige Ruhe mehr, seit sie am 'Goldenen Anker' vorbeigefahren waren. Es ist schön, dachte er, den Fuchs zu putzen und zu pflegen. Aber schöner wäre es noch, wenn ich wieder daheim sein könnte. Wenn ich mit dem Fuchs komme, dann nehmen mich der Ankerwirt und Mutter Luise vielleicht wieder auf. Es ist schön und vornehm hier auf dem Schiff, aber ich passe nicht hierher. Ich will lieber beim Schnürres sein und mit den Pferden über den Leinpfad ziehen.

Da stand er nun, der Pferdejunge Philipp, ein schmaler Bursche mit hellen Augen und sommersprossiger Stupsnase. Ich muß das wieder in Ordnung bringen, dachte er, und blickte ernst in den wehenden Nebel. Hinter Wellmich, ein Stück rheinabwärts, lag Ehrental. Da war Flora bei der Rekordfahrt gestürzt. Wie lange das schon her war! Er hatte sich in dieser Zeit sehr verändert. Er war selbständiger geworden, seit der alte Daniel ihn nicht mehr beaufsichtigte. Heute könnte ihn Palm nicht mehr in ein solches Abenteuer hetzen. Das würde ihm nicht noch einmal passieren.

Langsam wanderte sein Blick am Leinpfad zurück. Wieder hatten sich am Ufer Menschen versammelt und bestaunten den 'Seeländer'. Aber es waren längst nicht so viele wie

gestern. Ein Nachen löste sich vom Land und näherte sich schnell dem Schiff.

„Obacht“, warnte der Bootsmann, „schlagt den Burschen auf die Finger. Wer weiß, was die vom ‘Seeländer’ wollen.“

Er pfiiff. Einige Matrosen liefen mit Stangen und Haken herbei. „Laßt sie mal kommen!“ Aber auch Philipp paßte auf.

„Tut denen nichts“, schrie er. „Kippt sie nicht um! Das sind unsere Leute. He, Schnürres, Hanna, Hanna! Hermann, sie sind da, sie wollen uns besuchen!“

Das war freilich eine Überraschung! Die Matrosen warfen die Stangen weg und lachten. Die Strickleiter flog hinab. Aus dem wild schaukelnden Kahn hoben und zogen sie den Ankerwirt, Hanna und Daniel. Hermann stürzte aus dem Maschinenraum herbei. Er trug den blauen Arbeitsanzug. Sein Vater begrüßte ihn stolz.

Vor dem Wiedersehen hatte sich Philipp arg gefürchtet. Es wurde ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte. Der Ankerwirt hob ihn einfach hoch wie ein Kind, zog ihn an die breite Brust und drückte ihn an sich.

„Junge“, sagte er nur, sonst nichts. Da spürte Philipp, daß alles vergeben und vergessen war. Er konnte es gar nicht so schnell glauben.

Und Hanna? Die hatte nichts Eiligeres zu tun, als gleich loszuplappern.

„Weißt du denn, wer gestern gefangen worden ist? Nein? Dann rate mal. Der Dieb, Stupsnas, der Halunke, der dich gegen den Hals geschlagen hat. Und der sah aus! Der Braune hat ihm eine verpaßt. Er hat ihn gegen das Knie getreten. Es ist ganz zermatscht. Jetzt liegt er im Krankenhaus. Aber er kommt ins Gefängnis. Der Gendarm hat es gesagt. Weißt du, wie wir hierher gekommen sind? Mit der Kutsche! Ein Schiffer aus Wellmich hat uns erzählt, daß ihr hier vor Anker liegt. Hast du mich gestern auch gesehen? Wir haben gewinkt! Und beinah wäre der ‘Goldene Anker’ abgebrannt.“

Aber es war gar kein Feuer. Stell dir vor, der Halunke wollte den Braunen stehlen!”

Herr Röntgen und Herr Urban kamen herbei. Es war ein Wiedersehen und eine Begrüßung wie unter alten Freunden. Dann ging es zu allererst zum Fuchs. Denn der war schließlich die Hauptperson. Wenigstens für Daniel, der sich vor der Leinwandtür erst noch einmal mißtrauisch den nachgewachsenen Schnurrbart langzog. Es konnte ja sein, daß Stupsnas sich geirrt hatte. Er würde sich bestimmt nicht täuschen. Stolz schlug Philipp das Zelt auf. Daniel kniff die Augen zusammen und lockte leise:

„Fuchs.“ Er schnalzte und hob die Hand. Langsam streckte das Tier den Kopf vor, als wolle es an dem Mann schnuppern. Tränen liefen dem Schnürres über die stoppeligen Wangen. „Bimbambeier, er ist es“, flüsterte er. „Er ist es.“ Der Ankerwirt legte den Arm um Philipp und drückte den Jungen noch einmal an sich. Hannas Gesicht, frisch von Wetter und Wind und Aufregung, glänzte wie ein rotbäckiger Apfel. Stupsnas war ganz verlegen, als alle ihn so ansahen. Er rieb sich die sommersprossige Nasenspitze. Ich habe doch gar nichts getan, um den Fuchs wiederzufinden. Es ist doch alles ein Zufall. Ich bin ja eigentlich nur auf den ‘Seeländer’ gekommen, weil ich den Sand in den Kolben werfen wollte. Ich muß das alles dem Ankerwirt erzählen, gar nichts darf ich auslassen. Und Hermann muß dabei sein, vielleicht wird dann noch alles gut.

Der Ankerwirt ahnte ein wenig, was in Philipp vorging. Er sagte: „Stupsnas, einen Menschen weiß ich, der sich noch mehrfreut als wir, weil du wieder da bist. Das ist Mutter Luise. Sie hat gesagt: Den Fuchs geb ich gerne dreimal hin, wenn nur der Philipp wiederkommt!”

Philipp schluckte verlegen. Er wollte fragen: „Kann ich denn nicht jetzt sofort mit euch nach Hause?“ Doch da fiel ihm der Fuchs ein, der schließlich nicht über die Strickleiter

in den Nachen klettern konnte. Außerdem hatte sich Herr Merkens noch nicht entschieden.

Ja, an diesem Tag geriet Philipp tatsächlich von einer Verlegenheit in die andere. Ein wenig später standen sie in der kleinen Küche. Als Hanna den Topfturm und die Spülmaschine bewunderte, fragte Jean mit breitem Grinsen, um die Kinder zu necken: „Das deine Braut, Stupsnas?“ Und da Philipp sich abwandte, scherzte der Dicke weiter: „Du sie heiraten? Willst du nicht?“

Von der Ecke der Anrichte nahm er eine Platte mit der wunderbaren Holländer Kirschtorte. Er schob ein Stück auf einen Teller und hielt ihn Hanna hin. „Schmecken serr gut!“ Als sie zugreifen wollte, zog er den Teller schnell zurück und kicherte:

„Erst wenn du sagen, daß du willst heiraten dem Stupsnas.“

Nun traten auch Herr Merkens, der Ankerwirt und Hermann dazu. Und Herr Merkens, der die letzten Worte gehört hatte, nahm den Scherz auf und sagte dröhnend: „Och, soll hier direkt eine Verlobung gestiftet werden? Da bin ich immer dabei. Hörst du, Mädchen, wenn du den später mal als Mann nimmst, dann kriegt ihr beide mit dem heutigen Tag den Fuchs geschenkt.“

Von dem Stück Kuchen hatte sich Hanna beleidigt abgewandt. Jetzt aber fragte sie mit aufgeregter Stimme: „Der Philipp soll den Fuchs haben? Sie wollen ihm den schenken?“

„Klar, du brauchst nur ja zu sagen, dann ist die Sache perfekt. Vorausgesetzt, daß der Fuchs überhaupt mein Eigentum ist.“

Philipp wollte weglaufen. Er drängte zur Tür und schimpfte:

„Laß die doch quatschen, Hanna! Der Fuchs gehört dem Herrn Merkens, der hat ihn doch gekauft. Ist alles dumme Rederei, ich will den Blödsinn nicht hören. Ich will nichts geschenkt.“

Herr Merkens lachte dröhnend. „Stupsnas, du gefällst mir immer besser.“ Philipp aber konnte nicht die Treppe hinauf, weil der Ankerwirt ihn nicht vorbeiließe.

„Hört mal“, sagte der Ankerwirt zu Hanna und Philipp, „laßt euch doch nicht durcheinanderbringen. Ihr seid ja noch halbe Schulkinder. Wer spricht denn da von Verlobung? Merkt ihr denn nicht, daß Herr Merkens und der Jean euch veräppeln wollen?“

„Klar“, erwiderte Philipp. „Das habe ich sofort gemerkt.“

„Dann ist es ja gut, Jung.“ Herr Merkens lachte. Er wandte sich an den Ankerwirt. „Bis heute hat der Fuchs mir gehört. Das stimmt. Ich habe wenigstens so getan. Aber in Wirklichkeit habe ich keinen Anspruch auf das Pferd. Ihnen ist es gestohlen worden. Deshalb muß ich es Ihnen zurückgeben.“

„Nein“, widersprach Peter Ehrsam, „Sie wußten ja nichts von dem Diebstahl und haben das Pferd in gutem Glauben bezahlt!“

„Stimmt auch wieder. Dann sind Sie also der Ansicht, daß ich mit dem Pferdchen machen kann, was ich will, nicht?“

„Natürlich.“

„Gut, Herr Ankerwirt, dann sag ich es hier vor Zeugen: Die eine Hälfte schenk ich Stupsnas und die andere Hälfte Ihrem Töchterchen Hanna. Was die beiden damit machen, ist mir egal.“

DOCH NOCH GESCHEITERT?



Hermann erzählte dem Vater, was am frühen Morgen mit dem ‘Seeländer’ geschehen war. So verstand der Ankerwirt, daß er nicht allzulange an Bord bleiben konnte. Beim Abschied versprach ihm Röntgen sogar, daß er auf der Rückfahrt beim ‘Goldenen Anker’ anlegen wolle. Da würde sich Mutter Luise freuen.

Kurz danach war von Fuchs, Hanna, Schnürres und Peter Ehrsam nicht mehr die Rede. Zwar saßen die Damen und Herren der Reisegesellschaft gemütlich zusammen im großen Salon und ließen sich den Schokoladenpudding mit Vanilletunke als Nachtisch schmecken. Unten im Maschinenraum aber sah es sehr ungemütlich aus. Ein Teil der Stangen und Rohre war abgeschraubt und auseinandergenommen. Philipp hatte sich von Hermann einen Arbeitsanzug geborgt und half. Je eher wir hier fertig werden, dachte er, desto schneller sind wir daheim. Auch Röntgen kroch mit den Mechanikern im Gestänge herum. Nur Mister Cockerill begnügte sich, mit seinen scharfen Augen überall umherzuspähen. Die Pfeife hatte er wie gewöhnlich im Mund. Doch das Anzünden vergaß er. Daran war zu erkennen, daß er an nichts anderes als an die Maschine dachte.

Die Ofentür unter dem Kessel war geschlossen. Die Heizer hatten auf Röntgens Anweisung hin keine Kohlen und kein Holz nachgelegt. Sie hatten das Brennmaterial zurückgeschaufelt, damit kein Platz unnötig versperrt wurde.

„Mit den Rohren hat die Geschichte nichts zu tun“, behauptete Cockerill, „wir haben sie gestern ordentlich gereinigt. Soviel Schmutz kann sich in der einen Stunde nicht entwickelt haben. Wir hatten fast nur Lütticher Kohlen in der Feuerung, um beim Start schnell zu sein.“

„Trotzdem war zu wenig Dampf da“, überlegte Röntgen.
„Ich schlage vor: Kesseluntersuchung.“

Mister Cockerill schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel und nickte bedächtig.

„Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben. Irgendwo muß der Fehler stecken. Besser heute eine Stunde mehr verlieren als morgen wieder schlapp im Strom liegen. Kesseluntersuchung ist zwar keine einfache Sache, aber trotzdem!“

Die breiten Platten des runden Kessels waren fast glühend. Über drei Stunden lang mußten sie kaltes Wasser hindurchpumpen, bevor sie das Eisen anfassen konnten. Alle Männer schauten gebannt zu, als Cockerill und Röntgen selbst den großen Behälter prüften. Nirgends war ein Leck zu entdecken. Keine Niete schien locker zu sein. Bedenklich wiegte Cockerill den Kopf. Wenn auch diese Untersuchung keinen Erfolg hatte, war er mit seinem Können am Ende. Dann blieb nur eine Erklärung: die Maschine war zu schwach."

„Vielleicht liegt es an der Hinterwand.“

„Da kommen wir nicht ran.“

„Doch“, sagte Hermann in die Stille.

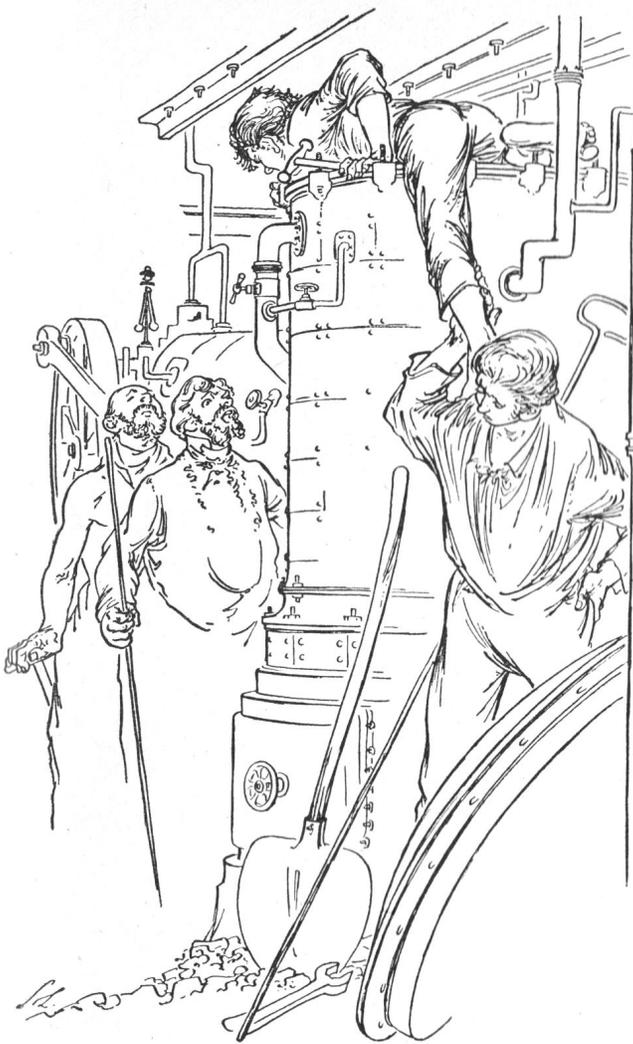
„Meinst du vielleicht, wir sollten den Kessel abmontieren? Da können wir genau so gut den ‘Seeländer’ auf der Stelle umdrehen, die Segel hissen und uns nach Rotterdam treiben lassen. Dafür haben wir kein Werkzeug an Bord. Mindestens brauche ich einen Kran, um ihn anzuheben. Das ist beinahe soviel Arbeit wie ein neues Schiff zu bauen.“

„Es muß einer in den Kessel rein, Mister Cockerill.“

„Aber wer? Die Öffnung ist zu klein.“

Philipp drängte sich heran: „Ich tu es!“

„Du, Philipp?“ „Junge, das ist eine Idee! Los, nehmt den Deckel ab!“



Die Maschinisten setzten die schweren Schraubenschlüssel an, ruckten die Muttern los und hoben die Eisenplatte herunter. Philipp kletterte im blauen Leinenanzug nach oben. „Einer muß ihm helfen.“ Hermann schob sich neben den Freund und paßte auf, daß sich die Kleidung nicht an den Schrauben verfang. Mit den Füßen voraus stieg Philipp ein. Die Öffnung des senkrechtstehenden Kessels lag dicht unter der Decke des Maschinenraums.

Selbst für den schmalen Philipp war nicht viel Platz. Mit Mühe zwängte er sich ins Innere. Die Wandung war naß und glitschig und schimmerte weiß von Kesselstein. Hermann reichte einen Hammer hinab und hielt die Kerze so, daß der Schein auf Philipps Hände fiel.

Röntgen, Cockerill und die andern standen um das große eiserne Gefäß, die Schläge von innen klackten dumpf gegen die Wandung. Keiner sprach ein Wort.

Wo die Eisenplatten aufeinanderstoßen, da muß der Fehler sein. Philipp tastete die Nähte von innen ab und prüfte jede Niete mit Hammerschlag. Durch die Decke des

Maschinenraums tönte von oben das Lachen der Kartenspieler. Röntgen schüttelte unwillig den Kopf.

Endlich schrie Philipp aus der Tiefe: „Ich habe eine.“

„Wo? Zähl ab!“

„Die sechste in der zweiten Reihe.“

Hermann wiederholte nach draußen: „Die sechste in der zweiten Reihe.“

Sofort zwängte sich Mister Cockerill zwischen die schmierige, von Öl und Asche starrende Schiffswand und den Kessel. Den Kopf konnte er zwar nicht nahe genug herankriegen, doch seine Finger tasteten fieberhaft die Platten ab.

„Die sechste von links unten, stimmt! Hermann, sag ihm, wie er es machen muß. Reicht mir den schweren Vorhammer zum Gegenhalten!“

„Laß dir Zeit, Junge! Triff sie genau auf die Nase, jeder Schlag muß sitzen!“

Philipp lief der Schweiß über den Rücken. Es war heiß in dem engen Gehäuse, obwohl drei Stunden lang das kalte Wasser hindurchgepumpt worden war. Knallend traf der Hammer. Hermann hatte den Kopf so weit wie möglich in die Öffnung gesteckt, er lag mit dem Bauch auf einem Eisenstreben, seine Beine baumelten herab.

„Nochmal, Philipp, nochmal, bis sie sich nicht mehr rührt.“

Wieder sauste der Hammer auf den Eisenstift, der die Platten zusammenpreßte. Noch eine zweite Niete fand Philipp, die sich gelöst hatte. Dieses kleine Eisenstück war also schuld, daß der ganze ‘Seeländer’ nicht mehr fahren konnte. Die Schläge dröhnten ihm in den Ohren. Er stemmte den Rücken ein und legte alle Kraft in jeden Schlag. Und nun verstand er auf einmal, warum Hermann das Schiff so liebte. Er hatte es mitgebaut, und nun hing er an ihm wie Philipp an seinen Pferden. Er spürte, wie er müde wurde. Da befahl er

sich selbst: Halte aus! Es ist für Hermann, und es ist für Röntgen und den 'Seeländer'. Du hast das Schiff zerstören wollen. Jetzt kannst du zeigen, daß du damals nicht gewußt hast, was du tun solltest.

Noch einmal tastete er sorgfältig Niete um Niete ab. Er fand keine mehr, die locker war. Auch Cockerill war zufrieden.

„Kriech raus“, sagte er, „da hätten wir Feuer schüren können, wie wir wollten. Alles wäre umsonst gewesen. Der Dampf entwich zwischen den Platten. In dem Staub und Dreck haben wir nichts davon gemerkt. Wie bin ich froh!“

Hermann half Philipp, der sich nun aus dem engen Schlund wieder herausarbeitete und beinahe abgerutscht und gefallen wäre. Röntgen fing ihn auf und trug ihn zur Treppe, wo er ihn auf einer Stufe absetzte.

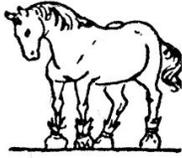
„Junge, wenn das klappt, wenn du wirklich alle Fehler entdeckt hast und der Pott nun dicht hält, dann bist du viel mehr als ein Pferdejunge, dann hast du sozusagen dein Gesellenstück als Kesselschmied gemacht.“

Die Männer standen um Philipp herum. Er war glücklich. „Sieh dich mal an“, sagte Röntgen und hielt ihm einen Taschenspiegel vor. Ein dicker Rußfleck saß dem Jungen genau über den Augen. „Jetzt siehst du aus wie dein Fuchs, hast auch einen fünfzackigen Stern, nur daß deiner schwarz ist.“

„Der Fuchs“, stotterte Philipp aufgeregt, „den habe ich ja überhaupt vergessen, ich habe ihm noch nichts zu fressen gegeben.“

Mit einem Sprung sauste er die Treppe hinauf.

DER KAMPF DURCH DIE SCHLUCHT



Noch bevor es am nächsten Morgen zum Wecken läutete, hockten Röntgen und Hermann schon wieder im Arbeitsraum. Urban trat zu ihnen. Auch ihn hatte die Aufregung aus dem Bett getrieben. Röntgen stand vor der Karte und besprach mit ihm noch einmal die zu steuernde Strecke. Seine Stimme war klar und fest.

Um sieben Uhr krachte der Böllerschuß. Die Glocke läutete! In Gottes Namen! Das Schiff fuhr an. Fast alle Fahrgäste versammelten sich am Vorderdeck. Schweigend blickten sie in die graue Finsternis. Die Häuser von St. Goarshausen glitten hinter wogenden Schleiern vorbei. Die Wolken hingen tief herab. Kein heller Herbsttag schien dem 'Seeländer' gegönnt. Der Rhein brodelte und rauschte. Die Strömung war noch stärker geworden. Unheimlich drohte die Dunkelheit vor dem Bug.

Kurz nach dem Start leistete die Maschine schon achtundzwanzig Umdrehungen. Mister Cockerill war zufrieden.

„Wir bringen es heute auf dreißig“, meldete er.

Röntgen wollte mehr. „Das ist noch nicht genug. Sechsenddreißig brauche ich.“ Schweigend zog sich Cockerill zurück. Soviel schien er der Maschine nicht zuzutrauen. Er scheute sich, zu widersprechen. Er wußte, daß Röntgen nicht nachgeben würde.

Unterhalb der Lorelei, fast genau in der Mitte des Stroms, tauchte ein schwieriges Hindernis auf, eine aus dem Flußbett hervortretende Klippenreihe, die Bank. Alle Rheinschiffer fürchteten sie. Quer legte sie sich der Strömung in den Weg. Trotz der Dämmerung war deutlich das Aufschäumen der

Wellen zu erkennen. Weißer Gischt sprühte aus tausend Strudeln.

„Donnerwetter“, murmelte Herr Merkens, „das ist ja schrecklich, es wäre wirklich an der Zeit, daß diese Klippen und so manche andere im Rhein gesprengt würden.“

Zitternd schob sich der ‘Seeländer’ vorwärts. Trotz dem Keuchen der Maschine war die Fahrt langsam. Vor dem Hindernis bog das Schiff nahe zum Ufer. Röntgen und Hermann standen neben Urban am Steuer. In der allmählich heller werdenden Dämmerung sah es aus, als ob sich die Berge über dem Strom berührten und das Schiff in eine Höhle einlaufe. Nirgendwo schien sich eine Durchfahrt zu öffnen. Es kam Urban zugute, daß er das Fahrwasser bei der Fahrt mit dem Segelschiff sehr genau studiert hatte. Er lenkte dicht auf die Lorelei zu und drehte das Steuer mit starken Armen wieder nach rechts. Die schäumende Bank lag hinter ihnen. Aber vor ihnen hob sich der ungeheure Klotz des grauen Felsens bis in den Himmel. Es gehörte wirklich Mut dazu, auf ihn loszusteuern. Schon viele Schiffe waren an den steinernen Uferwänden zerschellt. Das Wasser drehte sich in mächtigen Wirbeln und spottete jeder Berechnung. Nicht umsonst ging die Sage von diesem Berg, daß von der Höhe eine Jungfrau mit ihrem lockenden Gesang den Schiffern Unheil bringe. Auch Röntgen durchfuhr es kalt, als er die Schwierigkeit erkannte, im Halbdunkel der Dämmerung die Fahrbahn genau zu berechnen. Wenn jetzt die Maschine versagte!

Doch gerade in diesen Sekunden, als sie nicht genau wußten, wie weit sie noch von der tödlichen Felswand entfernt waren, tönte ihnen durch das dunkle Grauen eine Trompetenmelodie entgegen. Später erfuhr es Hermann: ein Invalide aus dem russischen Krieg hatte sich in einer Felsenhöhle aufgestellt. Er konnte die Lichter des ‘Seeländer’ genau erkennen. Gestern hatte er das Schiff vom Ufer aus bewundert. Heute morgen blies er ihm seinen Gruß, einen

Choral. Stark klangen die Töne durch das Rauschen des Wassers und das Brausen in der Schlucht. Nie erfuhr der Mann, wie sehr er dem 'Seeländer' geholfen hatte. Tatsächlich wies er ihm mit seiner Trompete den Weg. Denn sofort erkannte Urban, wie gefährlich nahe er schon an die Uferklippen geraten war. Röntgen und Hermann griffen mit ins Steuer. Der 'Seeländer' gehorchte.

Meter um Meter schob er sich weiter in die Biegung. Und nun öffnete sich auf einmal die Mauer der Felsen. Das Bergtor tat sich auf und ließ das Schiff passieren.

Das erste große Hindernis war überwunden, die Einfahrt in die Schlucht erreicht. Der 'Seeländer' keuchte. Schwarze Dampfwolken stiegen aus dem Kamin und sanken schwer herab. Röntgen ging es wie immer, wenn eine Schwierigkeit gemeistert war: einen Augenblick durchzuckte ihn wilde Freude. Doch dann beschäftigten sich seine Gedanken schon wieder mit dem nächsten Hindernis. Seinem Ehrgeiz genügte die Leistung des 'Seeländer' immer noch nicht.

„Hermann, Geschwindigkeit messen!“ Der Sekretär tappte die Treppe hinunter, fragte unten an und meldete: „Drei Fuß in der Minute!“

„Und wie viele Umdrehungen?“

„Neunundzwanzig.“

„Zu wenig. Damit schaffen wir es nie. Im wilden Gefähr bei Kaub brauchen wir mindestens sechunddreißig.“

Zornig stand Röntgen neben Urban und überlegte. Er sah nichts von den steilen Uferwänden, an denen die Weinberge in hohen Stufen emporkletterten. Er sah nicht in den wilden Schluchten die Waldstücke, deren Bäume zottig aus dem Nebel ragten. Heute war der Rhein für ihn nur ein wildes Wasser, durch das er sich mit dem 'Seeländer' durchkämpfen mußte. Mehr als eine Stunde waren sie schon unterwegs. Und eben erst kamen sie an das Kammereck, in das gerade, vom Strom gepeitschte Stück des Rheins vor Oberwesel.

Minutenlang klopften Röntgens Finger unruhig auf das Geländer des Steuerstuhls. Er merkte nicht einmal, daß ihm der Wind den kalten Regen ins Gesicht fegte.

Vorne am Bug war von der Spannung nichts zu spüren. Boisseree erzählte von der Roten Kirche Oberwesels, die auch wieder aufgebaut werden müsse, und von der wunderbaren Burg, deren Trümmer hoch über dem Schiff aus dem Dunst auftauchten. „Und dort unten“, fuhr er fort, „recken die Sieben Jungfrauen die Hände nach uns aus. Sie wohnten einst auf der Schönburg und wurden zur Strafe für ihre Hartherzigkeit in Felsklippen verwandelt. Unsere Dichter sind dabei, die Sagen aufzuschreiben, die bisher nur von Mund zu Mund weitererzählt worden sind. Und es zeigt sich, daß der Mittelrhein die Schatzkammer der schönsten Erzählungen ist.“

„Gut, daß der Rhein so hoch steht“, ließ sich Herr Merkens vernehmen, „sonst würden uns die Sieben Jungfrauen mit ihren steinernen Krallen noch hier festhalten.“

Zum Glück hörte Röntgen nichts von diesen Gesprächen. Seine Gedanken waren bei der Maschine.

„Das ist keine Dampfschiffahrt“, zürnte er, als das Tempo sich nicht beschleunigte. „Der Pott kriecht wie eine Schnecke.“

„Aber bedenken Sie doch die Umstände“, wagte Urban ihm entgegenzuhalten.

„Das sind Entschuldigungen für die anderen. Nicht für uns. Ich gebe mich damit nicht zufrieden. Das ist nicht genug. Der ‘Seeländer’ kann mehr. Er muß mehr können oder unsere Arbeit ist nichts wert.“

Hermann überlegte, was sie nur noch tun könnten. Ihm fiel nichts ein. Das Schiff lief nicht schlecht, die Maschine arbeitete gleichmäßig, die Radschaukeln schlugen taktmäßig ins Wasser.

Es war kalt an diesem Morgen, aber die Gesichter der Männer glühten. Nach langem Schweigen befahl Röntgen:

„Fahren Sie näher zum Ufer, wir halten. Anker fertig machen!“

„Und was soll es geben?“

„Das werden Sie sehen!“

Wieder vollzog sich die Verwandlung an Röntgen. Auf dem Steuerstuhl war er ärgerlich und unzufrieden gewesen, beinahe verzweifelt. Jetzt leuchteten seine Augen. Auf die Fragen der Fahrgäste hatte er die fröhlichsten Antworten.

„Sie wissen, meine Herren, es handelt sich um eine Versuchsfahrt. Das ist eine Fahrt, bei der Versuche gemacht werden, nicht wahr? Einige haben wir hinter uns. Jetzt kommt der nächste.“

„Und was soll es diesmal sein, Herr Röntgen?“

„Wir wollen mal die Wasserräder ein bißchen ausprobieren.“

„Die drehen sich doch ganz nett und bringen uns mit ihrem Gekrabbel langsam aber sicher vorwärts, oder nicht?“

„Gewiß, Herr Merkens, langsam und sicher ist gut. Aber schneller und sicher ist besser.“

„Wenn es denn unbedingt sein muß.“

Mechaniker und Matrosen eilten mit dem Werkzeug herbei. Röntgen gab ihnen seine Anweisungen.

„Sehen Sie, meine Herrschaften“, sagte er dann zu den Fahrgästen, während die Männer schon auf den stillstehenden Rädern herumturnten und mit der Arbeit begannen, „bei jeder Drehung schaffen uns die Schaufeln mit ihren Schlägen ein Stück vorwärts. Sie sind der Zweckmäßigkeit wegen etwas nach vorne geneigt, damit sie besser fassen. Ich habe nun den Eindruck, daß sie zu tief eintauchen. Deshalb lasse ich sie um drei Zoll nach innen zurücksetzen. Dadurch wird der Kreis kleiner und der Widerstand geringer, aber das Tempo der Räder steigert sich.“

Darauf setze ich meine Hoffnung. Die gesamte Maschine kann ihren Schwung besser ausnutzen.”

Die Herren nickten mit klugen Mienen, aber es war nicht sicher, ob sie alle wirklich verstanden hatten. Immerhin fand Herr von Cotta einen netten Vergleich.

„Unser Raddampfer arbeitet eigentlich nach dem gleichen Grundsatz wie eine Wassermühle”, sagte er. „Nur umgekehrt. Bei uns werden die Räder im Wasser von der Maschine getrieben. Bei der Mühle treibt das Wasser die Räder.”

Während der kleinen Fahrtpause, die auf diese Weise entstand, machte sich Philipp an Herrn Merkens heran. Es war gewiß in der ganzen Rheinprovinz in diesen Tagen kein Pferd so gut gepflegt worden wie der Fuchs. Und doch war Philipp nicht zufrieden.

„Herr Merkens”, sagte er stirnrunzelnd, „es bekommt dem Tier nicht gut, wenn es tagelang ohne Arbeit an Deck stehen muß. Darf ich es nicht mal ein bißchen rumführen? Das ist unbedingt nötig. Sonst kriegt es nämlich ganz steife Knochen.”

Der Kölner Ratsherr hatte den Pferdejungen richtig lieb gewonnen. „Mach du mit deinem Pferdchen nur, was du für richtig hältst”, sagte er. Als aber Philipp den Fuchs aus dem Zelt herausbrachte, sah es der Bootsmann.

„Bist du verrückt geworden? Willst du mit deinem blöden Gaul mein ganzes Deck ruinieren? Der ‘Seeländer’ ist keine Reitbahn, schreib dir das hinter die Ohren! Der ‘Seeländer’ ist ein Salonschiff!”

Einen Augenblick war Philipp verdutzt. Dann erwiderte er schlagfertig:

„Dann reden Sie bitte auch mit mir, wie es sich in einem Salon gehört.”

Langsam zog er ab. Die Zuhörer lachten. Nach ein paar Minuten aber kam er zurück. Der Bootsmann wollte ihn wieder anschnauzen. Doch Philipp, der inzwischen noch

einmal mit Herrn Merkens gesprochen hatte, zeigte auf die Hufe. Er hatte sie mit Stroh umwickelt.

„Ich habe ihm doch jetzt richtige Filzpantoffeln angezogen.“

Da war der Bootsmann still. Dreimal führte der Junge das Pferd hin und her. Dann kletterte er ihm auf den Rücken. Herr Merkens hatte seinen Spaß daran. Tatsächlich trug der Fuchs seinen Reiter ruhig über Deck. Doch als die Maschine wieder zu laufen anfing und der Dampf mit gewaltigem Zischen aus dem Rohr neben dem Kamin fuhr, trippelte er aufgeregt und hätte Philipp ums Haar abgeworfen. Philipp glitt herunter, faßte nach dem Halfter und führte das Pferd in das Zelt zurück.

Es zeigte sich, daß Röntgens Versuch mit den Schaufeln Erfolg hatte. Bald steigerten die Räder ihre Umdrehungen auf dreißig und zweiunddreißig, dann sogar auf dreiunddreißig und vierunddreißig in der Minute. Röntgen war zufrieden. So schien es ihm schon einfacher, den Kampf durch die Schlucht zu bestehen. Der 'Seeländer' hatte jetzt eine kleine Pause. Dann mußte er von neuem seine Kraft beweisen. Es hatte aufgehört zu regnen. Auch der Nebel hob sich. Hermann mußte die Rheinkarte neben Urban anheften.

Mit roter Tusche war die Strecke der Bergfahrt eingezeichnet. Neben alle gefährlichen Klippen im Strombett hatte Hermann die Namen geschrieben. Bei niedrigem Wasser waren die Hindernisse gut zu erkennen. Bei diesem hohen Wasser aber versteckten sie ihre messerscharfen Grate unter Wirbeln und Strudeln. Es waren Felsen, die der Rhein im Laufe der Jahrtausende noch nicht abgeschliffen hatte. Sie konnten dem 'Seeländer' den Leib aufreißen und ihn zum Kentern bringen. Manche von ihnen trugen drollige Namen. Doch waren sie deshalb nicht weniger gefährlich. Röntgen und Hermann spähten scharf nach vorn, um Urban rechtzeitig vor den Klippen zu warnen. Die Schlucht war gespickt mit solchen Hindernissen.

„Jetzt müssen wir an der großen und kleinen Sau vorbei, Urban. Sieh mal, wie sie das Maul aufreißen. Etwas mehr links. Ich möchte nicht, daß unser Schiff von einer Sau aus dem Rennen geworfen wird, ganz egal, ob es eine große oder eine kleine ist.“

„Die große scheint mir eine richtige Wildsau zu sein.“

Der Rhein schoß zwischen den steilen Ufern dahin. Die Wirbel im grauen Wasser verrieten die Gefahr, die aus der Tiefe drohte.

„Wir sind hier im Urwald“, sagte Röntgen, „es ist eine richtige Entdeckungsfahrt in unbekanntem Gebiet. Achtung!“

Zwischen dem Grayer Grund und der Rauschley steuerten sie aufwärts. Das waren zwei breite Schieferkuppen, aus deren Rücken zackige Spitzen hervorwuchsen. Über der Rauschley brauste das Wasser mit wildem Getöse. Die Fahrgäste saßen wieder auf dem Vorderdeck und genossen den Blick in das tiefeingekerbte Tal, über dem der Wind die dicken Wolken forttrieb.

Oberhalb des Wegsteines, einer böartigen Klippe, bog das Schiff näher zum Ufer. Hermann verfolgte Röntgens Stift auf der Karte, der Stück um Stück vorrückte. Wieder mußte der Sekretär bei Mister Cockerill die Geschwindigkeit erfragen. Obwohl das Tempo kaum nachgelassen hatte, war Röntgen nicht mehr recht zufrieden.

„Dort ist die Kirchley“, sagte er, „wir müssen auf die andere Stromseite wechseln. Dazu brauchen wir mehr Schwung.“

Das Manöver war schwierig. Die ganze Strombreite mußte durchfahren werden. Der Rhein würde den ‘Seeländer’ von der Seite packen. Urbans Fäuste umspannten die Speichen des Rades noch fester. Er wußte, daß von seiner Kraft und Kunst alles abhing. Wenn sie hier nicht richtig übersetzten und etwa ins Treiben gerieten, wurden sie unweigerlich gegen die Felsen der Kirchley gequetscht und umgekippt.

„Achtung!“ rief Röntgen und packte mit an. Der Schiffsleib lag nun mit seiner gesamten Breite quer im Strom. Das konnte nicht gut gehn. „Ganze Kraft voraus!“ Hermann sprang mit einem Satz die Treppe hinab und schrie den Befehl in den Maschinenraum hinunter. Das Schiff begann zu schaukeln und legte sich schief. Einen Augenblick schien es, als ob die Schaufeln auf einer Seite ins Leere schlugen. Sie drehten sich rasend schnell. Das Getöse wuchs. Röntgen wurde blaß vor Erregung. So nah am Ziel und doch noch gescheitert? Er krampfte die Fäuste zusammen und sah zur Seite. Die Felsen näherten sich. Endlich faßten die Räder aufs neue. Die Schaufeln gurgelten im Wasser. Der ‘Seeländer’ richtete sich auf. Kurz vor den ersten Wirbeln schob er sich an der Kirchley vorbei.

Der Reisegesellschaft war die Gefahr gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Das Manöver - des Übersetzens hatte den Anschein erweckt, als sei es so und nicht anders von Röntgen beabsichtigt gewesen. Die Herren wunderten sich nicht einmal mehr, als er nach wenigen Minuten den Befehl gab, erneut die Anker fallen zu lassen. Gleich vor Kaub war eine Stelle, die als Landeplatz vorzüglich geeignet war.

DIE TRIUMPHFAHRT DES ‚SEELÄNDERS‘



Hermann wankten die Knie, als er mit Röntgen und Urban vom Steuerstuhl herabkletterte. Das Steuer hatte keinen Druck mehr gehabt, als der ‚Seeländer‘ quer im Strom lag. Und das hieß, daß nicht viel gefehlt hätte, dann wäre der ‚Seeländer‘ verloren gewesen. Hermann hatte es gemerkt. Urban wischte sich den Schweiß von der Stirn. Röntgen hatte seine Kaltblütigkeit schon wiedergewonnen.

Jetzt natürlich, als das Schilf vor Anker lag, wies kein Zeichen mehr auf die üb erstandene Gefahr hin. Es war kurz vor Mittag. Philipp tauchte aus dem Küchenschacht auf. Er kaute mit vollen Backen. Er hatt sich von Jean wieder mit Spiegelei und Schinken füttern lassen. Die Fahrgäste kehrten vom Vorderdeck zurück. Alle waren in freudiger Stimmung. Diesem Schiff war nichts unmöglich! Es fuhr spielend gegen den Strom und gehorchte im wildesten Wasser. Sie hatten es ja gesehen. Wenn nicht noch unvorhergesehene Umstände eintraten, dann konnte jetzt schon das Unternehmen als völlig gelungen bezeichnet werden.

„Mein lieber Herr Röntgen, es wird allmählich Zeit, scheint mir, Ihnen zu gratulieren“, sagte Herr Merkens. „Wenigstens will ich auf keinen Fall der letzte sein, der das tut, lieber der erste.“

„Schönen Dank, Herr Merkens, gedulden Sie sich bitte noch eine kurze Stunde. Ich habe noch eine Überraschung bereit. Auf die will ich jetzt die Maschine vorbereiten. Meine Herrschaften, Jean hat wohl schon das Mittagessen auftragen lassen. Deshalb lege ich hier eine winzige Pause ein. Bald haben wir den Höhepunkt der Fahrt erreicht. Sie wissen, daß wir in wenigen Tagen wieder zu unserer planmäßigen Fahrt in Rotterdam sein müssen. Der ‚Seeländer‘ muß seinen festgelegten Fahrplan einhalten. Deshalb drehen wir, wie ich

Ihnen schon sagte, an der Pfalz bei Kaub. Wir haben jetzt schon bewiesen, daß unser Schiff allen Ansprüchen genügt."

Alle Mitglieder der Reisegesellschaft hatten den Eindruck, daß Röntgen die Pause nur wegen des Mittagessens einlegte. In Wirklichkeit war es ihm um etwas anderes zu tun. Es war ihm klar geworden, daß die bisher erreichte Geschwindigkeit nicht genügte, um die rasende Strömung bei der Pfalz zu bezwingen. Deshalb wollte er Zeit gewinnen, um den Dampf im Kessel auf den allerhöchsten Druck zu steigern. Es war ein Spiel mit dem Feuer, eine ungeheure Gefahr.

„Wollen Sie wirklich die Verantwortung übernehmen, Mijnheer Röntgen?“ fragte Cockerill. „Sind Sie sich darüber im klaren, was dem Schiff und uns allen passieren kann?“

„Was denn?“ wandte sich Hermann flüsternd an den Maschinenmeister, der in seiner Nähe stand.

„Wenn es gut geht, nichts, Junge. Aber wenn es schlecht geht, dann gibt es einen kleinen Krach, und wir fliegen alle zusammen mit dem Schiff ein bißchen in die Luft.“

„Reden Sie keinen Unsinn“, sagte Röntgen scharf. Er hatte das Flüstern verstanden. Doch er schwieg, als er Cockerills bedenklichen Blick bemerkte.

Eine Weile überlegte er.

„Ich übernehme die Verantwortung, wenn Sie die Ventile selbst überwachen“, sagte er bestimmt und ruhig.

Cockerill zögerte einen Augenblick. Dann versprach er: „Ich tue es.“ Er drehte sich um und ging zum Maschinenraum hinab.

„Hermann“, sagte Röntgen, während sie mit Urban wieder zum Steuerstuhl hinaufkletterten, „jetzt liegt die letzte Probe vor uns. Hier hat der Rhein eine Strömung wie nirgendwo sonst auf unserer Reise bis hierher. Das Wilde Gefähr vor Bacharach hat seinen Namen nicht ohne Grund. Es ist eine Strecke wilder Gefahr. Schon in normalen Zeiten schreckt es die Schiffer. Bei der Talfahrt ziehen sie die Mützen ab und

sprechen ein Gebet um Bewahrung. So ist auch mir zumut. Wir könnten unsere Fahrt an dieser Stelle aufgeben. Aber ich sehe die Pfalz vor mir. Ich bin es dem 'Seeländer' und meinem Ruf schuldig, daß ich mit dem Schiff auch noch diese Prüfung bestehe."

Beim Böllerschuß sprangen alle Gäste von der Tafel auf, ließen Gabeln und Messer liegen und hasteten zum Vorderschiff. Diese Stunde wollte keiner versäumen. Die Regenwolken waren verflogen. Nur auf den Höhen schwebte noch ein leichter, durchsichtiger Dunst. Darüber schimmerte der hellere Himmel. An den Häusern von Kaub glänzten die blanken Fenster. Schon längst waren auch hier Menschen ans Ufer gelaufen, um das Wunderwerk mit dem feuerspeienden Kamin zu sehen. Die Glocke läutete. Der 'Seeländer' fuhr an.

Unten im Maschinenraum bebte der Kessel unter dem Druck des gestauten Dampfes. Die Ofentür schimmerte dunkelrot. So heiß war die Luft noch nie gewesen. Auch Cockerill rann der helle Schweiß übers Gesicht. Mit eigener Hand hatte er die Ventile fester geschraubt. Er ließ keinen Blick von ihnen. Von der Haltbarkeit des Kessels hing das Wohl und Wehe des ganzen Schiffes ab.

Wie befreit schlugen die Räder unter dem gesteigerten Dampfdruck los. Sie wühlten sich wild in das graue Wasser hinein. Hinter ihnen hob sich der Rhein in hohen Wellen. Eine breite Bahn von Schaum ließ der 'Seeländer' hinter sich auf dem aufgeregten Wasser zurück. Der Rhein blinkte matt im Mittagslicht.

Auf dem Steuerstuhl hatten Röntgen, Urban und Hermann wieder ihre Posten eingenommen. Sie spürten, wie die vom Kamin ausströmende Hitze bis zu ihnen drang. Triumph leuchtete in Röntgens Augen, als er sah, wie das Schiff voranschloß. „Das macht Spaß“, lobte er, „so muß die Dampfschiffahrt sein. Mein nächstes Schiff wird 100 PS haben statt der lumpigen 50. Der Rhein ist kein zahmes Flößchen. Das zeigt er uns heute. Aber wir werden ihn



bezwingen. Nächstes Mal fahren wir bis Basel." So ist Röntgen, dachte Hermann, noch ist unser heutiges Ziel nicht erreicht, da denkt er schon an die nächste Fahrt.

Philipp hatte sich nach vorne geschlichen und lauschte den Gesprächen. Von der Burg Gutenfels, die von hoch oben auf Kaub hinab sah, war gar nicht die Rede. Die Blicke richteten sich nach vorne. Und jetzt tauchte die Pfalz auf.

Mächtig war sie von der Flut umströmt. Von dem Felsen an ihrem Grund war nichts zu erblicken. Unmittelbar aus dem Wasser wuchsen die Mauern, Philipp staunte. So nah hatte er sie noch nie gesehen.

„Hier ist der Feldmarschall Blücher über den Rhein gegangen, als er den französischen Kaiser verfolgte“, erklärte Herr von Boisseree. „In einer Neujahrsnacht war es. Aber wahrscheinlich tobte das Wasser doch nicht so wild wie heute.“

Philipp dachte an den Schnürres, der in dem Winter mit Napoleon aus Rußland zurückgekommen war.

Wie ein Wellenbrecher stand das wuchtige Bauwerk im Strom. Aus dem Kranz von Zinnen und Erkern hob sich ein gedrungener, achteckiger Turm. Schäumend rauschte der 'Seeländer' heran. Das Schiff dröhnte unter der Anstrengung

der Maschine. Mister Cockerill ließ durch einen Mann melden, daß er den Dampfdruck noch eine halbe Stunde halten könne, dann garantiere er für nichts mehr.

„Eine halbe Stunde noch? Das genügt. Wir sind jetzt mitten im Wilden Gefähr. Die Schlucht ist bezwungen. Vor uns liegt Bacharach. Wir wollen gleich den Schwung ausnutzen und die andere Stromseite für die Talfahrt gewinnen.“

Röntgen atmete auf und nickte Urban zu. Jetzt begann das umgekehrte Manöver wie bei der Kirchley. Röntgen blickte zurück. Das Ziel war erreicht, die Pfalz lag hinter ihnen. Urban drehte das Steuerrad nach rechts. Auch Hermann packte zu. Noch einmal neigte sich der 'Seeländer' auf die Seite, noch einmal gab es einige aufregende Minuten, als er quer zum Strom im Rhein schwankte und der Druck auf das Steuer nachließ. Doch der 'Seeländer' brach nicht aus der Bahn, er trieb auch nicht ab, er gehorchte dem Steuer wieder und schwenkte in weitem Bogen ein.

„Maschine halbe Kraft!“ Hermann glaubte den Erleichterungsseufzer zu hören, den Mister Cockerill bei diesem Kommando ausstieß. Er sah die glücklichen Gesichter im Maschinenraum. Der Dampfdruck senkte sich, die Spannung in den Ventilen ließ nach, die Schiffsplanken hörten auf zu zittern.

Nur ein Maschinist und ein Heizer blieben unten, alle anderen stürmten nach oben. Die Fahrgäste und die Matrosen jubelten. Zwölfmal hintereinander krachten die Böllerschüsse. Donnernd flog das Echo zwischen den Ufern hin und her. Der 'Seeländer' hatte gewendet. Er reckte den Bug rheinabwärts. Von Rotterdam bis vor Bacharach, welch eine Strecke! Welch eine Leistung! Die große Probe war bestanden!

Auch Philipp war von der Begeisterung angesteckt. Er holte den Fuchs aus dem Stall und ritt nach vorn. „Du sollst auch dabei sein, wenn alle sich freuen“, sagte er und hielt dicht hinter der lachenden Gruppe von Menschen. Herr

Merkens winkte ihm übermütig zu. Die Kellner trugen Gläser herbei und entkorkten die Flaschen. Golden schimmerte der Wein. Und als habe sie nur auf diesen Augenblick gewartet, kam nun die Sonne leuchtend hinter den grauen Wolken hervor und badete das ganze Rheintal in mildes Licht. Die Welt war mit einem Schlag hell und fröhlich.

Herr von Boisseree kletterte auf einen Stuhl und hielt eine Rede: „Wir trinken auf den ‘Seeländer’ und auf Herrn Röntgen, der das wunderbare Schiff so erfolgreich durch alle Klippen und Hindernisse gelenkt hat, auf seinen Mut und auf sein Geschick, auf den Sohn des Rheinlandes, Gerhard Moritz Röntgen. Wir trinken auf die Besatzung des ‘Seeländer’, die durch unermüdlichen Fleiß und Begeisterung die Prüfungsfahrt ermöglichte. Wir trinken auf die Zukunft der Dampfschiffahrt auf dem Rhein, auf den uralten Strom und auf die Freundschaft aller Völker an seinen Ufern!”

„Hurra!” riefen alle und tranken. Steuermann Urban, der natürlich immer noch auf seinem Posten stand und den Steuerstuhl auch jetzt nicht verlassen durfte, hob sein Glas, nachdem er es ausgetrunken hatte, ließ es im Licht funkeln und schleuderte es mit weitem Schwung in den Rhein.

„Mach es nach, Stupsnas”, sagte Herr Merkens, und auch Philipp warf, fest mit den Knien den Fuchs umklammernd, sein Glas über Bord.

„Das bringt Glück!”

Als er das Pferd nun endlich zurückführen wollte, bat Hermann: „Laß mich auch mal aufsitzen, Stupsnas, ich möchte auch mal sehen, wie vom Pferderücken aus der Rhein aussieht!” Er war ausgelassen wie ein kleiner Junge.

Philipp half ihm. Hermann reckte sich stolz und stieß dem Fuchs die Fersen in die Seite, so daß er gleich antrabte. In diesem Augenblick lösten die Matrosen noch einen Böllerschuß. Erschreckt tat das Pferd einen wilden Satz. Und Hermann sauste in hohem Bogen in den Rhein.

„Mann über Bord!“ gellte der Ruf des Bootsmanns. „Er kann nicht schwimmen“, schrie Röntgen und stieß die Umstehenden beiseite. Doch Philipp hatte schon die Schuhe abgestreift und die Jacke von sich geworfen. Im Hechtsprung setzte er über das Geländer.

Mit festen Stößen schwamm er durch das kalte Wasser. Er fühlte, wie die Wellen des ‘Seeländer’ ihn auf und ab wiegten. Eben tauchte Hermann an die Oberfläche. Philipp faßte ihn bei den Haaren, drehte sich auf den Rücken und zog den halb Bewußtlosen auf seine Brust.

„Maschine rückwärts!“ hörte er Röntgen brüllen. Es war das erstemal auf der ganzen Fahrt, daß dieser Befehl gegeben wurde. Cockerill war mit mehreren Männern nach unten gesprungen. Die Räder mahlten gegen den Strom, der Gischt spritzte, der ‘Seeländer’ ruckte, aber er gehorchte. Schon saß der Bootsmann mit zwei Matrosen im Nachen. Die Ruder ächzten. Starke Fäuste griffen nach den beiden Jungen und brachten sie an Deck.

Hermann öffnete die Augen. Röntgen atmete befreit auf. Wie hätte er wohl vor die Eltern hintreten sollen, wenn ihr Sohn ertrunken wäre.

„Du Pechvogel!“ schimpfte er. „Das hast du davon, wenn du dich um Pferde kümmerst. Bleib du bei deinen Maschinen. Die sind zuverlässiger.“

Hermann war noch sehr blaß, doch er lächelte schon wieder. „Stupsnas“, flüsterte er, „wenn du nicht gewesen wärst!“

Das Wasser rann Philipp aus den Haaren, die Kleider klebten ihm klatschnaß am Leibe, aber er war glücklich, so glücklich wie noch nie in seinem Leben.

Klar schimmerte die Herbstsonne über der rheinischen Landschaft. Der Fluß glitzerte wie ein goldener Spiegel. Die große Schlucht, die heute morgen im Nebel und Regen so unheimlich drohend und finster gewesen war, öffnete sich

hell und weit. Die Ufer stiegen genau so steil aus dem Wasser auf wie vorher, hier nackte Felsen und dort die breiten Stufen der Weinberge. Aber der Blick konnte in der hellen Sonne weit voraus dringen. Jetzt begann wirklich die Triumphfahrt des 'Seeländer'. Der Qualm stieg aus dem Kamin und wehte wie eine lange Fahne über dem Schiff, die Wimpel knatterten lustig im Wind. Häuser und Burgen, die am Morgen grau und düster gewesen waren, glänzten nun bunt und blank. Jede Biegung des Stroms gab ein schöneres Bild.

Natürlich war es auch jetzt für Urban schwierig genug, das Schiff zu steuern. Die gleichen Felsenriffe lauerten darauf, dem 'Seeländer' den Bauch aufzuschlitzen. Die kleine und die große Sau stemmten sich wild gegen die helle Flut und warfen mit ihren dicken Köpfen sprühenden Schaum auf.

„Wahrschau!“ rief Röntgen seinem Steuermann zu. Doch Urban paßte auf. Er wußte, was auf dem Spiele stand. Hin und wieder spürte er, wie der 'Seeländer' zitterte. Die Räder drehten sich brausend, als ginge es ihnen selbst noch nicht schnell genug. Urban preßte die Hände fest um das Steuer. Seine braunen Augen glänzten. Mochten die Gäste auf Deck scherzen und lachen, er durfte keinen Blick von der Fahrlinie lassen. Wieder mußte er den Strom queren. Gefährlich legte sich das Schiff auf die Seite. Der Schwung war so groß, daß es über die Linie hinausschoß. Urban biß die Zähne zusammen, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er keuchte vor Anstrengung und atmete erst wieder befreit auf, als er den 'Seeländer' endlich in die Mitte des Fahrwassers zurückgezwungen hatte.

Hopla, dachte er, das ist nochmal gut gegangen. An das Tempo muß ich mich erst gewöhnen. Der Rhein ist abwärts auch nicht besser als aufwärts. Der Schwung aus der Strömung ist stärker, als ich gedacht habe.

Wieder tauchte die Lorelei auf. Nun erkannten wohl auch die Reisenden, welche Kunst dazu gehört hatte, in der Dunkelheit die schmale Fahrrinne zu finden. Staunend sahen

sie auf das tobende Wasser, dem sich der 'Seeländer' näherte. Noch jetzt durchfuhr Urban ein Schreck, als er sah, wie nahe er heute morgen dem gefährlichen Felsklotz gewesen war. Dankbar dachte er an den Trompeter.

Doch er hatte keine Zeit, zu der Wand hinüberzublicken.

An der Bank wogten und tosten die Strudel in stürmischem Aufruhr. Der Gischt sprühte wie bei einem riesigen Wasserfall. Plötzlich ging ein Ruck durch das Schiff, als breche es mitten durch. Der Bug tauchte tief ein, wie von einer unterirdischen Gewalt hinabgezogen. Auf dem Vorderdeck ertönte ein heiserer Schrei. Eine mächtige Wasserwolke sprühte bis zum Steuerstuhl hinauf. Das ganze Schiff war in grauen Dunst gehüllt. Den Reisenden stockte der Atem. Der 'Seeländer' kämpfte und ächzte, die roten Schaufelräder schlugen rasend. Die Maschine stampfte und keuchte. Noch tiefer sackte der Bug. Ein unheimliches Brausen erfüllte die Luft zwischen den engen Felsen.

Herr Merkens griff mit beiden Armen nach Röntgen und klammerte sich an ihn. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund stand ihm vor Schreck offen. Röntgen aber sah starr geradeaus.

Wollte denn die Angst gar kein Ende nehmen? Langsam, lähmend langsam und schwer hob der 'Seeländer' den Kopf. Die Dunstwolke verflog, die Sicht wurde frei, das Brausen verstummte. Die Maschine gewann wieder ihren alten Takt. Herr Merkens ließ Röntgen verlegen los, drehte sich um und staunte zu dem klaren blauen Himmel hinauf. Weit hinter dem Schiff schimmerte wie ein schönes Wasserspiel die Bank mit ihren weißen Wirbeln.

„Donnerwetter“, murmelte Herr Merkens, „hoffentlich haben die andern nicht gesehen, welche Angst ich gehabt habe. Ich habe tatsächlich gedacht, unser letztes Stündlein sei gekommen. Ich muß doch schnell mal gucken, ob hinten noch ein Gläschen Wein für mich steht.“

Herr von Cotta aber, der ein wenig später zu Herrn Röntgen trat, sagte: „Wenn ich noch gezweifelt hätte, diese Leistung würde mich vollends überzeugt haben. Das war toll!”

„Ich war selbst gespannt, wie der ‘Seeländer’ das schafft”, sagte Röntgen gelassen, als habe er nicht einen Herzschlag lang Angst verspürt.

„Ich bestelle drei Schiffe für den Bodensee. Doch so gut wie der ‘Seeländer’ müssen sie sein.”

„Noch besser werden sie alle drei, Herr von Cotta. Das verspreche ich Ihnen. Jedes Schiff, das ich bauen werde, muß die früheren übertreffen.”

Röntgen kletterte zu Urban auf den Steuerstuhl und blickte zufrieden über Deck.

Die beiden Freunde hatten von der Durchfahrt an der Bank kaum etwas gemerkt. Sie waren in der Kammer und zogen sich um. Hermann gab Philipp einen seiner Anzüge.

„Nächstes Jahr paßt er dir richtig. Behalt ihn und denk an mich!”

Es war keine Zeit mehr, lange miteinander zu reden. Wellmich und Ehrental zogen wie im Fluge vorbei. So schnell waren noch nie Menschen den Rhein hinabgefahren. Ehe die beiden Freunde sich versahen, holte der ‘Seeländer’ in weitem Bogen vor dem ‘Goldenen Anker’ aus und drehte zum Landen. Drei Böllerschüsse krachten.

Philipp trug das Bündel mit seinen nassen Kleidern in der Hand und eilte von einem zum andern, um sich zu verabschieden. Wieder liefen Menschen am Ufer zusammen. Sie winkten und jubelten.

Herr Merkens führte selbst den Fuchs aus dem Segeltuchstall und drückte Philipp den Halfterriemen in die Faust.

„Um dir zu beweisen, daß ein Kölner Ratsherr sein Wort hält: dir und der Hanna gehört der Fuchs. Damit er nicht

doch noch steife Knochen kriegt, wenn er so lange an Deck stehen muß, und damit er bloß nicht noch einen über Bord schmeißt, nimm ihn jetzt und bring ihn an Land! Auf Wiedersehen, Pferdchen, sei schön brav! Auf Wiedersehen, Stupsnas!”

Der Bootsmann ließ Bohlen heranschleppen. Die Matrosen legten sie vom Schiff ans Ufer. Vorsichtig stapfte das Pferd hinter Philipp hinüber.

„Hurra!” schrie der Schnürres, „unser Fuchs ist wieder da!”

Hanna hatte aus den reifen Kastanien einen Kranz aufgefädelt. Den hängte sie dem Pferd zur Begrüßung um den Hals. Und Hermann überreichte ihr die zierlichen glänzend lackierten Holzschuhe aus Holland, auf die rote Tulpen gemalt waren. Mutter Luise umarmte ihren Sohn und wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augen.

„Daß du wieder fort mußt, Junge”, klagte sie. „Ich hätte doch so gern gehabt, wenn du jetzt zu Hause bliebest.”

„Das geht nicht, Frau Ehrsam”, tröstete Röntgen, „das geht wirklich nicht. Wir zwei haben noch viel vor. Ich brauche den Hermann, Sie können sich drauf verlassen, aus dem wird noch ein berühmter Schiffsbaumeister und Maschineningenieur.”

„Das ist das Tempo der neuen Rheinschiffahrt”, rief Urban lachend vom Steuerstuhl herüber, „bei uns geht alles mit Dampf!”

„Dann bleib du wenigstens bei uns”, sagte Mutter Luise zu Philipp und legte ihm den Arm um die Schulter. „Ich bin so froh, daß du wieder da bist.”

Und der Ankerwirt flüsterte dem Jungen zu: „Wir mit unserem Pferdeverstand sind auch noch nicht ganz am Ende, das sollst du mal sehen. Im ‘Goldenen Anker’ gibt es immer genug zu tun.”

Die Schiffsglocke läutete. Die Bohlen wurden eingezogen. Ein letzter Abschiedsruf. Die Räder brausten. Das Boot löste sich vom Ufer. In mächtigen Wellen schwappte das aufgewühlte Wasser die überschwemmte Wiese hinauf.

Das Schiff drehte sich in weitem Bogen in den Strom und nahm wieder Kurs rheinabwärts. Lange noch standen Hanna und Philipp, Mutter Luise, der Ankerwirt und der Schnürres zwischen den andern und schwenkten die Taschentücher. Der schlanke schwarze Schornstein des 'Seeländer' war schon in der Biegung verschwunden. Aber immer noch sahen sie die Dampf wölken über den Hügeln aufsteigen.